Geschichte

der

Hohenzollernschen Staaten Hechingen und Sigmaringen

von den
ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, durchaus nach
Quellen bearbeitet

von

Fid. Baur

von Sigmaringen.

Mit 4 genau gezeichneten Karten.

I. Heft.

Sigmaringen,
gedruckt und zu haben bei Bucher und Liener
1834.

Baur
Hechingen
u. Sigmaringen

88 BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Im Felde der Geschichte sitzt streng und ernst die ewige Wahrheit zu Gerichte, und kennt kein Erbarmen.“

Vorrede.

Was die Weltgeschichte im Allgemeinen für die Menschheit ist, das ist die Geschichte eines einzelnen Volkes, eines einzelnen Staates im Besondern für das Volk, oder für den Staat, mit welchem sie sich beschäftiget. Jene behandelt in großartiger Form die verschiedenen Schicksale und Gestaltungen, durch welche die ganze Menschheit seit Jahrtausenden sich gezwängt hat; diese dringt in das Einzelleben eines Volkes ein, und stellt es als ein abgeschlossenes, nur mit andern Völkern oder Staaten konkurirendes, Ganzes dar. Mit ernsten Zügen zeigt sie den Generationen der Gegenwart, was ihre Väter waren, wie die Gegenwart aus der Vergangenheit sich entwickelt und welches das Geschick der Zukunft sein werde. Wohl dem Volke, welches in seiner Geschichte seine Erzieherin, seine unverbrüchliche Rathgeberin erkennt, und die warnende Führerin nicht von sich stößt, wenn sie in düstern Bildern ihm die traurigen Ursachen des Mißgeschickes seiner Voreltern, oder die Bahn zeigt, auf welcher fortschreitend, jene groß geworden sind. Erfreuliche Resultate hat bereits die allmälige Geistesentwicklung unsers Jahrhunderts geliefert. Die meisten Völker und Staaten haben ihre Spezialgeschichte aufzuweisen, ja sogar auf einzelne Städte und kleinere Distrikte erstreckte sich schon die Bemühung geschichtlicher Forscher, und man möchte es bereits einem Volke zur Schmach anrechnen, so wenig auf dem Felde seiner eigenen Geschichte geleistet zu haben, daß sich seine historischen Kenntnisse zwar auf die Nachbarn ausdehnen, in Beziehung auf sich und seine Vordern aber gänzlich verfinstert sind. Und doch ist leider dieß noch bei vielen der Fall, ungeachtet das belebende Licht der Geistesaufklärung nach und nach überall hin seine Strahlen verbreitet. Unter die Zahl der letztern gehören auch die beiden Hohenzollernschen Staaten Hechingen und Sigmaringen. So merkwürdig durch ihr

Alter, durch die besondern Schicksale, so wichtig und ehrwürdig durch die Regenten, welche aus den ältesten Geschlechtern entsprossen, sich hoch hinauf bis zum nordischen Königsthrone der Preußen geschwungen, und berühmt durch die mächtigen Dynasten-Familien, die ihre Sitze in dem Territorium der beiden Staaten hatten, aber bereits alle schon zu Grabe gewandert sind, — hat, seltsam genug — doch noch keine Feder sich bewegt, die Geschichte dieser Staaten mit historischem Werthe zu schreiben. Wohl liefern uns ältere Schriftsteller eine Menge verworrener, meistens grundloser Skizzen zu Genealogien der Hohenzollernschen Fürsten-Familie oder einiger alten Gravenhäuser; aber weiter nichts. Ja selbst Neuere haben, das schwierige Geschäft eigener Forschung in diesem dunkeln Gebiete vermeidend, vorgezogen, dem Hypothesengewirre der Alten beizupflichten, oder dasselbe etwas im Vorbeigehen bezweifelnd, dahin gestellt sein lassen.

Schon frühe hatte mich meine Vorliebe für historische Studien auf die Entdeckung dieser Ungereimtheiten geführt, und sowohl diese, als der bereits gänzliche Mangel einer vaterländischen Geschichte, ja selbst aller Vorarbeiten zu einer solchen, brachte den Entschluß zur Reife, der Forschung und Ausarbeitung der Geschichte, mit welcher diese Blätter sich beschäftigen, die Mußestunden meiner Jugendjahre zu widmen. Der reiche Stoff, welchen ich fand, die Aufmunterung und Unterstützung von Freunden der Geschichte, bestärkten mich in der Verfolgung meines Planes, so sehr auch ungünstige Verhältnisse und ein trübes Geschick mir die Arbeit erschwerten, und nicht selten an der Klippe entmuthigender Erfahrungen zu zerschellen drohten. Die Bibliotheken der Universitätsstadt Freiburg sowohl als anderseitige Mittheilungen unterstützten mein Unternehmen und würden die Mühe merklich erleichtert haben, wenn das Auffinden und Herbeischaffen, die Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe der alten Urkunden und Sammlungen der Klöster, die in den verflossenen Jahrhunderten bereits die einzige Quellen für eine lange Reihe von Jahrzehenten sind, befriedigender und weniger mühevoll gewesen wären. Am meisten würde die Oeffnung des Hirschauer Archives für die ältesten Zeiten beigetragen haben. Aber auch die Art und Weise der Darstellung erregten nicht selten, nachdem ich Jahre lang dem Studium der Quellen mich hingegeben, neue Bedenklichkeiten; denn nur zu leicht und unbemerkt schleicht sich in den erzählenden Styl die trockene Sprache der Forschung ein, und droht dem Ganzen, seinen Werth zu rauben.

Endlich sah ich doch das Gebäude errichtet und zwar nach meiner

Vorzeichnung so dargestellt, daß es nicht blos das öde Gerippe eines tausendjährigen Herrscherstammes, spärlich durchwebt mit einigen Anektodten oder biographischen Notizen, vorstellen sollte, sondern als eine „Landesgeschichte", umfassend das Volk wie seine Regenten, und verfolgend das ganze, innere und äussere Leben, in moralischer und politischer Beziehung nach allen seinen Richtungen; aber nicht abgeschlossen, wie ein vom Baume gerissener Zweig, sondern eingreifend in das mächtige Gewebe der teutschen Geschichte, mit welcher die Geschichte unsers Vaterlandes innig verflochten sowohl in aktiven als passiven Verhältnissen fortschreitet.

Diese Behandlungsweise schien mir allein der Geschichte ihren wahren Werth und ihre hohe Bestimmung zu geben und dem oft scheinbar dürftigen und uninteressanten Stoff eine reichhaltige Fülle zu ertheilen.

So glaubte ich diese ganze vaterländische Geschichte ausgearbeitet zu haben und beabsichtigte sie in spätern Jahren meinem Vaterlande zu übergeben. Aber neue, unvorhergesehene Ereignisse bestimmten mich auf einmal, meinen Plan zu ändern und den Druck zu beschleunigen. Bereits unausgesetzte Arbeit machte es mir möglich, denselben zu bewerkstelligen, und den Händen der Oeffentlichkeit überliefern zu können.

Die, der Neuheit der Sache wegen als nothwendig befundene Anführung der Quellen, garantirt die historische Richtigkeit und meine Bitte geht nur dahin, den etwa entdeckten Mangel nicht meiner Eilfertigkeit oder Gleichgültigkeit, sondern der Armuth an Quellen, der Schwierigkeit, in die Archive zu dringen und vielleicht auch andern ungünstigen Verhältnissen zuzuschreiben, und die Nachsicht zu ertheilen, die das Ganze nach seiner Würdigung verdient.

Uebersicht.

Die Lage und die physische Beschaffenheit eines Landes hat nicht den geringsten Einfluß auf den Entwicklungsgang der materiellen sowohl, als der moralischen, intellektuellen und politischen Verhältnisse seiner Bewohner; daher nimmt billiger Weise die topographische Beschreibung des Territoriums, den ersten und einleitenden Theil der Geschichte ein, welche sich mit demselben zu beschäftigen, zum Zwecke sich gesetzt hat, und dieß um so mehr bei den beiden Hohenzollern'schen Staaten, da auch in dieser Beziehung noch sehr wenig geleistet wurde.

Christ. Frid. Sattlers „Historische Beschreibung des Herzogthums Würtemberg", ein äusserst fleißig, aber in schwerfälligem Style

ausgearbeitetes Werk; Memmingers „Beschreibung der würtembergischen Oberämter"; so wie Schwabs „Beschreibung der Neckarseite der schwäbischen Alp mit Andeutungen über die Donauseite", und Georg v. Martens Notizen über die würtembergische Alp, sind die besten Quellen. Von den ältern Schriftstellern verdient Mart. Crusius in seinen schwäbischen Annalen nicht vernachläßigt zu werden. Die öftere Gelegenheit, bereits alle Gegenden der beiden Fürstenthümmer zu durchwandern, setzt mich in den Stand, ziemlich genau ihre Topographie zu entwerfen.

Die Geschichte selbst aber schien mir füglich in IX. Bücher zerlegt werden zu können.

Das I. Buch behandelt „die Geschichte des römischen Gränzlandes (limitis decumani) oder der römischen Colonie am Neckar und der Donau und endet mit dem Sturze des alten Herzogthums in Allemannien. Diesem Buche liegen die ältesten und besten Quellen zu Grunde. Vielleicht mag aber dasselbe zu weitläufig erscheinen; allein die noch heut zu Tage häufig verbreitete, irrige Ansicht über dieses für die ganze Geschichte unsers Vaterlandes so äusserst wichtige Gränzland, so wie die Berücksichtigung historischer Kenntnisse bei einem großen Theile des Volkes ließ nicht wohl eine größere Beschränkung zu, da zumal auch nur durch die genaue Kenntniß der Verhältnisse jener ersten Jahrhunderte, in welchen diese Gegenden Leben in den Blättern der Geschichte erhielten, das Verständniß der folgenden bedingt ist.

Das II. Buch erstreckt sich über die Geschichte Allemanniens oder Schwabens unter Karl dem Großen und den Karolingern bis zur Wiedererneuerung des allemannischen Herzogthums unter Kaiser Konrad I. im J. 917. Der Innhalt dieses Buches ist so kurz als möglich abgefaßt, und greift nur so weit in die allgemeine Geschichte Teutschlands und besonders Schwabens ein, als es nothwendig ist, den Gang der Verhältnisse, welche die vielen Dynasten-Häuser und mit dem Mittelalter beginnenden kleinen Territorialherrschaften hervorriefen, in ununterbrochener Linie zu verfolgen.

III. Buch. Das erste Erscheinen des N a m e n s der H o h e n z o l l e r in der Geschichte, um das Jahr 1061.

Selten möchte in unsern Tagen eine Arbeit in historischer Beziehung mühevoller und gefährlicher sein als diese Untersuchung, deren Resultat die Blätter vorliegenden Buches füllt. Eine Unzahl von Turnierregistern, alten Fragmenten und Stammbäumen, welche ihr Dasein den Händen eigennütziger, schmeichelnder und erfinderischer Mönche danken, verfinstern mit ihrer Grundlosigkeit und meistens leeren Erdichtung, dem Haufen von Hypothesen und Sagen, die Urgeschichte unsers Regentenstammes und machen die Entdeckung der Wahrheit beinahe zur Unmöglichkeit. Am meisten verdienen die Arbeiten der St. Blasianischen Geschichtsforscher: Neugart, Herrgott, Gerbert, der Reichenauer-Mönch Hermann Contractus und sein Fortsetzer Bertholdus Constantiensis, die Untersuchungen Ussermanns, Datts und Burgermeisters, Sattlers, die Chronik von Steinkofer 1c. 1c., von den Neuern, Pfisters „Geschichte von Schwaben" 1c. 1c. mit Aufmerksamkeit durchgesehen zu werden. Die historischen Forschungen von L e i c h t l i n sind die gründlichsten und gewissenhaftesten, leider aber unvollendeten Arbeiten in Beziehung auf die alte Geschichte der Zeit, mit welcher sich dieses 3te Buch beschäftiget. Die Ergebnisse der Untersuchung über die A b s t a m m u n g und den N a m e n des Hohen-

zollernschen Fürstenstammes sind durchgehends mit der Angabe der Quellen beleuchtet, dargestellt, so viel es der Plan der Geschichte zuläßt. Eine ausführliche Behandlung dieser allerdings wichtigen Materie, so wie die genauere und ganz in das Spezielle eingehende Geschichte von dem Ursprunge, dem Leben und Erlöschen der vielen, zum Theil berühmten Dynasten-Häuser, der alten Gravschaften Hohenzollern und Sigmaringen wird füglicher in einem eigends diesem Zwecke gewidmeten Hefte ihren Ort finden.

Das IV. Buch erstreckt sich von dem ersten Auftreten der Hohenzoller in der Geschichte bis zu dem Graven Eitel Fridrich I., oder bis zur Trennung des Hohenzollernschen Stammes in die Hohenzollernsche und Nürnbergische Linie. 1061—1273. Ausser den meisten, im vorigen Buche angeführten Quellen, liefern in dieser Periode, nebst einer großen Menge von Manuscripten, Besoldus, Eckardus, Pistorius, Trithemius, Petri suevia ecclesiastica, Hess, Burgermeisteri bibliotheca equestris, Spener ꝛc. ꝛc. reichliche Ausbeute.

V. Buch. Von der Trennung des Hohenzollernschen Stammes bis auf Jost Niklas, Graven von Zollern, von 1273—1439.

VI. Buch. Von dem Graven, Jost Niklas, bis zum Tode Karls I. Graven von Zollern, oder bis zur Trennung der Hohenzollernschen Gravenfamilie in die Hohenzollern Hechingische, Haigerlochische und Sigmaringische Linie. 1439—1576. Bald verlohr sich wieder die *Haigerlochische* Linie, ihre Besitzungen fielen an die beiden sich fort*erbenden* Zweige, welche von jetzt an getrennt bleibend, eigene Fürstenhäuser fortpflanzten.

Daher behandelt das folgende

VII. Buch die Geschichte Hohehenzollern Hechingens von dem Tode Carls I. Graven von Zollern, bis auf Fridrich Fürsten von Hohenzollern Hechingen, während

das VIII. Buch sich von Carl I. bis auf den Fürsten Anton Alois von Hohenzollern Sigmaringen mit der Geschichte dieses Fürstenthums beschäftiget. Vom Jahre 1576—1806, bis zur Uebergehung der Mediätät in Souverainität beider Staaten.

Das IX. Buch endlich verbreitet sich über die Zeitereignisse beider Staaten von dem J. 1806 bis auf unsere Tage, über eine zwar kurze, aber für die Geschichte sehr reichhaltige und wichtige Epoche.

Das Gesammtleben eines Staates, oder eines Volkes äussert sich in zweifacher Gestalt, in seiner innern und äussern Erscheinung. Diese nmfaßt die politischen, jene die moralisch-religiösen, *intellektuellen* und bürgerlichen Verhältnisse. Beide bedingen einander wechselseitig und bilden Hand in Hand fortschreitend durch Jahrhunderte die Geschichte eines Volkes nach allen ihren Beziehungen. Aber dessenungeachtet tragen beide Richtungen ihre eigenthümlichen Charaktere, je nachdem ihre Mittel und ihre Bestrebungen beschaffen sind, mit welchen sie den gemeinschäftlichen großen Zweck nach ihren Kräften zu realisiren suchen. Am zweckmäßigsten werden dieselben daher in ihrer Getrenntheit aufgefaßt und dargestellt, weil, wenn jede Richtung für sich betrachtet wird, die politischen, moralischen und bürgerlichen Gestaltungen des Volkslebens sich am besten und klarsten herausstellen, was bei der großen Verwicklung und nicht seltenen Verwirrung in Zusammenfassung aller dieser Verhältnisse nicht so leicht geschehen könnte. Deßwegen zerfällt auch in der vorliegenden Spezialgeschichte der Hohenzollernschen Staaten nicht un-

zweckmäßig jedes Buch in zwei Theile, wovon der erste die äussern, der zweite die innern Momente des Volkslebens sowohl in Beziehung auf sich selbst, als in der nothwendigen Verzweigung, mit der Gesammtgeschichte Teutschlands und deren einflußreichen Wirkungen auf alle Einzelstaaten, behandelt. So nur wird es möglich sein, die Vergangenheit richtig aufzufassen, und richtig die Gegenwart aus ihr abzuleiten und zu beurtheilen, und unsere Erwartungen für die Zukunft, nach den konsequenten, wenn auch oft scheinbar rückgängigen Entwicklungsperioden des Zeitgeistes, zu bilden.

Nach diesem Plane ausgearbeitet, lege ich nun die Geschichte meines Vaterlandes in die Hände der Oeffentlichkeit. Die Schmeichelei, mit welcher oft Historiker so freigebig und unbillig den Gegenstand ihrer Arbeiten überhäufen, findet in diesen Blättern keinen Raum. Unbefangen, vorurtheilsfrei, gerecht muß der Geschichtschreiber dem ewigen und unabänderlichen großen Geiste folgen, der durch die ganze Geschichte, die Weltereignisse bildend und ordnend, sich hinzieht, und nie von seiner unpartheiischen Richtung abgehend, die ewig in der Geschichte thronende Wahrheit lästern.

Möge der Innhalt vorliegender Blätter nur bei den Freunden der Wahrheit, den unbefangenen Freunden der Geschichte einigen Anklang finden, so ist mein Zweck vollkommen erreicht.

Sigmaringen im Oktober 1834.

Der Verfasser.

Einleitung.

Topographische Beschreibung
der beiden
Hohenzollernschen Staaten
Hechingen und Sigmaringen.

I.
Die Südseite der schwäbischen Alp.

Am rechten Ufer des Rheines, da, wo er mit mächtigem Gebrause sich aus den Felsenwurzeln der schneebedeckten Alpen herauswälzt, und in sanfterer Flut sich nordwestwärts wendet, erhebt sich ein ungeheurer Gebirgszug, welcher mit seinen Urgebirgsarten einen Theil des Erdgerippes ausmacht. Bereits der ganze westliche und südöstliche Theil von Teutschland wird von den riesigen Armen desselben eingeschlossen. Die Alten nannten dieses unübersehbare Waldgebirg den „Herkynischen Wald", dessen Überreste noch in dem Schwarzwald, dem Odenwald, Spessart rc. vorhanden sind. Der Schwarzwald, von den Römern unter dem Namen „Abnoba" bekannt, zieht sich gegen die Mitte der beiden großen Hauptäste nach Norden

und beherrscht mit seiner melancholischen Farbe und seinen himmelhohen Tannen in hundert Verzweigungen die ganze Gegend umher; während eine andere große Gebirgskette gleichsam eine Forsetzung des, mit dem Vouache in Savoyen beginnenden Jura, sich dicht an seiner Südseite nach Osten hinzieht, bis sie am linken Ufer der Donau bei Tuttlingen sich von jenem trennt und das große Gebirg zwischen der Donau und dem Neckar bildet, von Ebingen und dem Thale der Schmiech an, wo sie an den Heuberg und das Hard gränzt, bis Geislingen und Alpeck, wo der Albuch beginnt, auf welchem gegen Neresheim das Hardfeld folgt. Dieser ganze Gebirgszug, in nordöstlicher Richtung ungefähr von 48° 14′ bis 48° 50′ nördlicher Breite und von 26° 39′ bis 27° 45′ östlicher Länge von Ferro sich ausbreitend, wird die schwäbische Alp [1]) genannt, obwohl einzelne Theile desselben in der Volkssprache verschiedene Namen haben.

Der Neckar, unweit Villingen als ein unbedeutendes, wasserarmes Bächlein dem Schooße der Erde entquellend, richtet, bald zum schiffbaren Flusse werdend durch die zahlreichen kleinern Flüßchen und Waldbäche, die mit ihm sich vermählen, seinen raschen Lauf nordwärts mit großem Getöse dem nordwestlichen Zuge der Alpen nach, und bildet von Sulz an, bei Glatt, wo von Westen her das Flüßchen gleichen Namens sich mit ihm vereinigt, bei Oettingen, gegen Rottenburg und Tübingen hin, bei Plochingen, wo der Fluß in schneller Wendung das Gebirge verläßt und nordwestwärts hinstürzt, bis zum alten Rheine, in dessen Fluten er sich

---

1) Wahrscheinlich hat dieses Gebirg seinen Namen von den Celten oder Galliern, welche in dieser Gegend ihre Wohnsitze hatten, vielleicht wegen dem lange auf den Höhen liegenbleibenden Schnee, oder aber weil die ältesten teutschen Hirtenvölker überhaupt jede Bergwaide „Alp" hießen. — Die Benennung „Alb" scheint allein aus dem römischen Schriftsteller Vopiskus genommen zu sein, aber eher auf das am Feldberg entspringende Flüßchen „Alb" als auf die schwäbische Alp bezogen werden zu müssen.

ergießt, das lachende, freundliche Neckarthal. Ein kleiner Landstrich des Fürstenthums Hohenzollern Sigmaringen breitet sich noch am linken Ufer des Neckars zwischen Horb und Sulz in nordwestlicher Richtung bis Dettlingen aus. In der Nähe von Glatt am nemlichen Ufer sind noch düstere Trümmer anderthalbtausendjähriger Denkmale aus den Vertheidigungs-Linien [2]) der eroberungssüchtigen Römer vorhanden, — traurige Überbleibsel einer zusammengestürzten Weltmonarchie, hie und da noch durchzogen von schwarzen Mauerstücken zerfallener Burgen des Mittelalters. Auf der rechten Seite des Neckars liegt die ehemalige Herrschaft Wehrstein, in einem sehr fruchtbaren Landstriche. Weiterhin östlich von Fischingen am Neckar windet sich bei Rosenfeld entspringend die Steuzach, in Vereinigung mehrerer, aus dem Beurener Thal, bei Leidringen und Isingen hervorsprudelnder Bäche, gegen Norden hin, und ergießt sich, die Orte Zimmern und Gruol bespielend, bei Stetten in die wilde Eiach, welche in hundert schlangenförmigen Windungen von Lautingen her, sich tobend, wie ein Waldstrom, in ihrem von vielen Überschwemmungen zerrissenen Bette, an Bahlingen, Owingen, Imnau und Müringen vorbei dem Neckar zu wälzt. An ihrem linken Ufer erhebt sich der Dommelberg, auf dessen nordöstlicher Abdachung sich reizend das Dorf Müringen ausbreitet. Südlich am rechten Ufer liegt Imnau mit seinen Gesundbrunnen, früher mehr besucht, als jetzt. Weiter gegen Süden hin erscheint das auf ungeheuern Sandsteinfelsen gebaute alte Schloß der einst berühmten Graven von Hohenberg. Den Fuß des Berges umrauscht die wilde Eiach und trennt ihn von der in der Tiefe und dem gegenüberliegenden Berge sich ausbreitenden Stadt Haigerloch, der ehemaligen Hauptstadt der untern Gravschaft Hohenberg. Diese ganze zwischen dem Schwarzwalde und dem westlichen Abhange der

---

2) Trebellius Pollio de XXX tyrann. cp. 5.

schwäbischen Alp gelegene Gegend ist sehr fruchtbar und vorzüglich alle Getraide-Arten, Hanf, erzeugend. Auch der Baumzucht wird besonders seit neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit gewidmet; ja selbst der Tabackbau findet nicht selten seine Pflanzer, wiewohl die darauf verwendete Mühe nicht gar große Interessen bringt. Nördlich von Haigerloch, auf dem großen Bergrücken, erscheint das Dorf Trillfingen und bietet dem Auge eine herrliche Aussicht dar auf die sich allmälig herabsinkenden, düstern Gruppen des Schwarzwaldes, und die, mit blühenden Flecken und Fruchtgefilden prangende Gegend. Wie ein ungeheurer Wall liegen die Gebirge der schwäbischen Alp ausgebreitet und sich in graue Nebel verhüllend, den Horizont gegen Osten und Nordosten ausmalend. Südöstlich von Haigerloch macht sich auf einer weiten mit Kornfeldern und Wiesen durchzogenen Ebene das Dorf Grosselfingen bemerkbar, und nicht weit davon in nördlicher Richtung umschließt ein sargförmig gestalteter Hügel die gänzlich zerfallenen und mit Moos bedeckten Trümmer der ehemaligen Homburg. Östlicher noch bilden die ungemein regelmäßigen Formen des bewaldeten Absturzes der Alp vom Heuberge an das schöne Thal der sich tief in die Alp einschneidenden Starzel. Sie entspringt mitten zwischen den südlich abfließenden Bächen Lauchart und Schmiech auf der wilden Höhe der Alp oberhalb Hausen im Killerthal und mündet nach einem Laufe von bereits 6 Meilen bei Bieringen in den Neckar. Gegen den Saum des Thales breitet sich in reizenden Fluren auf einer Höhe von 1641 par. Fuß über dem Spiegel der Nordsee die Stadt Hechingen aus, theils in der Tiefe, theils sich den Bergabhang hinaufziehend. Sie ist seit mehreren hundert Jahren die Residenz der Graven und Fürsten von Hohenzollern Hechingen. Dem alten Residenz-Gebäude gegenüber stehen die öden Mauern des vor mehreren Jahren erbauten neuen Schlosses, das aber unwirthlich gemacht wurde durch den lockern Sandgrund, welcher unter

der Last der drückenden Masse sich senkte. Majestätisch erhebt sich südlich eine Stunde von Hechingen weit über das Land hinsehend, der alte Zoller, die Stammburg des ehrwürdigen Hohenzollernschen Namens, auf seinem Haupte tragend. Neben schwarztannigen Waldgebirgen, mächtigen Armen der schwäbischen Alp, starrt der Hohenzoller wie ein ungeheurer Kegel von allen Seiten freistehend 2621 par. Fuß über die Meeresfläche empor gegen die Wolken, welche oft seine stolze Krone umhüllen. Zerstört, wieder aufgebaut und durch die Stürme der Zeit wieder in Verfall gerathen, bietet doch die alte Stammburg nicht den düstern Anblick einer im Schutte liegenden Ritterburg dar, sondern erhebt sich, durch die Sorgfalt ihrer Söhne, noch gut erhalten und erfüllet mit sonderbarem Schauer des Wanderers Gemüth. Unbeschreiblich ist der Eindruck, welchen von der hohen Warte des Schlosses herab das ganz geschlossene Panorama auf die Seele des Bewunderers hervorbringt. Ausgebreitet liegt zu den Füßen das große, mit Dörfern besäete Blachfeld, das sich mit schönen Gruppen von Obsthainen und Landhäusern gegen die steilen Ufer des wilden Neckars hinzieht. Die mit Reben gekrönten Hügel erfreuen aus der Ferne schon das Herz und vollenden das herrliche Gemälde, während auf der andern Seite sich die mächtigen Gebirgszüge der Alp mit ihren manigfaltig zerrissenen, und doch in der Mitte einförmig zusammenhängenden Formen, mit ihren wasserreichen Thälern, ihren ungastlichen mit eigenen Trümmern überdeckten Höhenflächen und von der Gebirgsmasse getrennt scheinenden Inselbergen, weithin fortziehen. Der hohe Scheitel des Hohenstaufens bildet im fernen, nebelgrauen Südosten den Schluß der schönen Alp'berge, welche mit dem Hohenzoller begonnen. Im Hintergrunde strahlen die schneeigen Alpen der Schweiz und des Tyrols.

Unten an der südlichen Abdachung des schönen Berges zeigt sich in der Tiefe des Thales zwischen ihm und dem

Heiligenberg, das Dörfchen Zimmern, welches mit mehreren Ortschaften gleichen Namens in diesen Gegenden, zwischen der schwäbischen Alp und dem Schwarzwalde, vielleicht die Ruhmredigkeit und Schmeichelei der römischen Schriftsteller Lügen strafen möchte, die mit ihren stark in die Farbe getauchten Pinseln die Schlachten des Marius an der Rhone und der Etsch gegen die Zimbern und Teutonen 103 u. 101 v. Ch. G. mit der gänzlichen Vertilgung dieser beiden schreckenverbreitenden Völkermassen, ausmalten. Nördlich von Zimmern am Saume des lieblichen, von der Starzel durchschnittenen Thales liegt das Dorf Stetten mit dem Kloster Maria Gnadenthal, ein Beweis des frommen Sinnes Fridrichs, Graven von Zollern und seiner Gemahlin Udelhildis, Grävin von Dillingen, welche im Jahre 1259 dieses Kloster zu bauen anfiengen und zum Begräbnißorte der Hohenzollernschen Familie bestimmten. Beide liegen darin begraben, und viele Fräulein von Zollern widmeten sich daselbst einem Gott geweihten Leben.

Bei Schlatt, eine kleine halbe Meile östlich von Hechingen zieht sich das Thal der Starzel enger zusammen und läuft unter dem Namen Killerthal, von dem kleinen sich in die Starzel ergießenden Flüßchen Killer so genannt, bis gegen Burladingen fort, wo die rauschende Fehl ihm den Namen gibt. Merkwürdig ist hier die in den Gebirgsformen der schwäbischen Alp vorherrschende, regelmäßige Gestalt der Berge mit ihren schräg eingeschnittenen Thalschluchten. In gleichmäßiger Entfernung stehen dieselben wie Theater-Coulissen hintereinander hervortretend in der Gestalt einer Reihe von Särgen dem ganzen Zuge des Thales entlang. Ihr steiler Abhang ist meistens mit Waldung bedeckt, oder mit ganzen Massen eigener Trümmer überschwemmt, während sich am Fuße die üppigsten Wiesen und fruchtbarsten Ackerfelder ausbreiten. Nördlich auf der Höhenfläche der schwäbischen Alp liegt Ringingen mit seinen Ruinen, und noch nördlicher

Salmandingen, ein zur Zeit der Römerkriege in diesen Gauen von Teutschland schon nicht unwichtiger Ort. Ganz nahe dabei erhebt sich auf einem der höchsten Punkte der Alp, 2732′ über dem Meere, die der heiligen Veronika geweihte, salmandinger oder Kornbühl-Kapelle, von welcher der lange, nicht bewaldete Gebirgsrücken des Heuberges, eines hervorspringenden Ausläufers der Alp, sich weit gegen Nordwest hinauszieht. Nördlich von Salmandingen ragen der Schönberg, der Grulberg und Buchberg in einer Höhe von bereits 2600′ empor, während im Hintergrunde der isolirte, durch seine sonderbare Form ausgezeichnete Farrenberg mit den wenigen Ruinen der zerstörten Burg Andeck erscheint. An seinem Fuße liegt die berühmte belsener Kapelle, wahrscheinlich ein Denkmal der 22ten Legion, welche aus Ägypten kommend 2 Jahr Zehende hindurch unter Severus und Carakalla am Neckar stand, und hier der Isis einen Tempel errichtete. Etwas nördlich von Belsen im Steinlacher Thal bildeten einst Mössingen und Ofterdingen die Gränzen der Gravschaft Zollern. Südlich von da, zwischen Jungingen und Inneringen auf der rauhen Höhe der steinigen Alp breiten sich wohl 200 Morgen Ackerfeld aus, da, wo einst die Dörfchen Baldenstein und Ostheim standen. Beide Orte stürzte der Sturm des Krieges um das J. 1388 und hinterließ von ihnen nur noch eine Masse zertrümmerter Mauerstücke, als traurige Fragmente ihres ehemaligen Daseyns. 3) Geppa, Gemahlin Heinrichs von Dietfurt schenkte nach der Sitte jener Zeiten dem Kloster Zwiefalten im J. 1132 mehrere Güter bei den beiden genannten Dörfern.

Nahe am nordwestlichen Absturze der Alp, bei Willmandingen, unweit des 2659′ hohen Roßbergs und des Eselbergs entspringt die Lauchart und bildet, beinahe

---

3) Sulgeri chron. Zwifalt. ad ann. 1132.

die ganze Breite des Gebirges durchschneidend bis zur Donau das schöne romantische Laucharthal. Zwei Quellen, welche den Ort Willmandingen mit Wasser versehen, verlieren sich bei trockener Jahrszeit in einem Bache und kommen erst wieder bei dem hochgelegenen Melchingen, etwas südlich vom Buchberge zum Vorscheine. Bei Stetten, am Fuße der malerischen Ruinen der Burg Höllenstein, des ehemaligen Wohnsitzes der Graven Schenk von Staufenberg, vereinigt sich die Lauchart mit dem erpfinger Bache, der, an der Nordseite des erpfinger Schloßberges hervorsprudelnd nicht selten für die Hauptquelle derselben angesehen wird. Unter Hörschwag tritt die Lauchart wieder eine Strecke weit in das Königreich Würtemberg, und nimmt hier zuerst den Abfluß des Bröllers auf, einer Quelle, welche sich aus einer Höhle am Fuße eines vorspringenden Felsens zuweilen mit solcher Heftigkeit ergießt, daß die 4 Fuß hohe und eben so breite Mündung sie nicht fassen kann, und das ganze Thal in kurzer Zeit unter Wasser gesetzt wird. Diese schnellen Ergießungen erfolgen mit starkem Geräusche, daher die erschrockenen Thalbewohner der Quelle den Namen Bröller gaben. Südöstlich, da wo die im engen Thale entspringende Seckach der Lauchart zueilt, um bei Mäkergingen sich mit ihr zu vereinigen, breitet sich auf der steinigten Abdachung der Alp die Stadt Trochtelfingen aus. Die noch bedeutenden Überreste des hohen, mit mächtigen Kiselsteinen aufgeführten Thurmes an der Südseite der Stadt, zeugen noch von der Wichtigkeit dieses Punktes, besonders gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts, als die Schweden wiederholt unser Vaterland verheerend, im J. 1638 Trochtelfingen zum Heerde des Krieges machten, und von da aus bereits ganz Schwaben brandschatzten. Östlich kaum eine Viertelsmeile von da, auf einem der höchsten Höhenpunkte der hier sogenannten rauhen Alp, ragen die

düstern

düstern Strohhütten von Steinhülben hervor. Nicht weit davon erheben sich mehrere Hügel, von deren einem, dem Augstberge, sich dem Auge eine seltene, großartige Aussicht darbietet. Wie ein ungeheures Gemälde entfaltet sich in einem weiten Halbkreise die Gegend mit ihren unzähligen, an Flüssen und zwischen waldigen Bergen gelegenen, blühenden Dorfschaften gegen Süden und Südosten. Den Hintergrund bilden auch hier die malerischen Gruppen der in grauem Nebel emporstarrenden, eisigen Schweizeralpen, allmälig dem Horizonte entschwindend gegen die Schluchten des untern Tyrols hin. Nur die rauhe Zugluft mag den bewundernden Naturfreund aus seinem Entzücken wecken und ihn wieder auf die ungastliche Alp Schwabens versetzen.

Von da windet sich der Alpenzug immer mehr gegen die Donau hinab und bildet an ihrem südöstlichen Abhange manigfaltige, aber mit dem Hauptgerippe der Alp zusammenhängende Vorgebirge und Einbuchten, von welcher im Ganzen regelmäßigen Bildung der Bussen allein eine Ausnahme macht. An dem rechten Ufer der Donau, eine Stunde östlich von Riedlingen erhebt sich dieser ganz isolirt stehende Kegelberg bis zu einer Höhe von 2364′ über die Meeresfläche nnd gegen 700′ über die umliegende Gegend. Schon in den ältesten Zeiten ist er unter dem Namen „Schwabenberg“ bekannt und trug auf seinem kolossalen Scheitel einst die große Burg Gerolds von Bussen, des Schwagers Karls des Großen. Die Schweden und Würtemberger zerstörten sie 1633 und ließen nur noch weitläufige Ruinen übrig. Dem Auge ist von seinem, mit einer der Jungfrau Maria geweihten Kirche, einem noch heut zu Tage besuchten Wallfahrtsorte, gezierten Gipfel, eine prachtvolle Aussicht auf die ganze Kette der schneebedeckten Alpen von dem hohen Säntis im Canton Appenzell bis gegen Kufstein im östlichen Tyrol und einen großen Theil von Oberschwaben bis zum Münster in Ulm, geöffnet.

In wilder Gestalt erstreckt sich auch die Südwestseite der Alp gegen die Donau, in welche sie viele ihrer reißenden Bäche ergießt. Zwischen Trochtelfingen und Gammertingen, im engen, grünbeflurten Thale, durch welches die Lauchart, am Fuße der Bergreihen hinrauscht, erhebt sich am rechten Ufer in einer romantischen Lage das Kloster Mariaberg noch ziemlich gut erhalten, und nicht weit davon liegt das ärmliche Dörfchen Brunnen, welches im Jahre 1271 von den Graven und Brüdern Eberhard und Ulrich von Würtemberg auf Verlangen ihres Vetters Wolfrad, Graven von Veringen, aus dem Predigerorden, demselben Kloster geschenkt wurde. Damals war Brunnen ein bevölkerter Ort, vielleicht mit einer Burg geziert; aber die Drangsale langwieriger Kriege und deren Verheerungen brachten es in seinen jetzigen unbedeutenden Zustand. Merkwürdig bei Brunnen ist die Höhle Löwenmaul.

Da wo sich das Thal gegen Süden öffnet und ein zum Theil geräumigeres, gegen Osten der Lauchart nach, seinen Lauf nehmendes, beginnt, breitet sich die Stadt Gammertingen aus. Südlich davon, am Abhange des Gebirges, welches das Thal der Killer und der Fehl von dem Lauchartthale wie eine ewige Gränzmauer scheidet, hatten einst die Edeln von Neufra ihren Sitz, und nicht weit von da, auf einem waldigten Berghaupte, das sich aus der langen Gebirgskette am rechten Ufer der Fehl erhebt, überraschen den Wanderer die Trümmer der ehemaligen Veste Lichtenstein, und erregen in ihm traurige Gefühle über das, längst durch den immer vorwärtsschreitenden, allgewaltigen Zeitgeist, zu Grabe getragene Mittelalter.

Auf der andern Seite des enger zusammenlaufenden Thales, am Fuße der gegenüberliegenden Bergkette, macht sich ein Denkmal bemerklich an dem Orte, wo im Winter des J. 1830 ein alter Wolf erlegt wurde, der wahrscheinlich

durch Hunger getrieben, seine ursprünglichen Revieren verlassen, um sich in dieser an Wild ergiebigern Gegend reichlichern Raub zu suchen.

In großen Ranken ziehet sich das Laucharttthal von Gammertingen nach Südosten hin. Die Lauchart schlängelt sich mitten hindurch mit ihrem bald ruhig fortfließenden, bald rauschend dahin stürzenden Wasser die malerischen Felsgruppen bald der einen, und die alten unter Steinblöcken vergrabenen Wurzeln hochstämmiger Bäume, bald der andern Seite des Gebirgszuges bespielend. Auf beiden Ufern breiten sich üppige Wiesen aus. Das einförmige Geklapper der Mühlen unterbricht die Stille des Thales. Arbeitssame Menschen bewohnen die Flecken desselben. Selbst auf den steilsten Bergwänden zwingen sie den steinigten Boden mit nicht selten gefährlicher Mühe, ihnen den kargen Lohn ihres Fleißes zu zollen. Der fortlaufende Bergrücken am rechten Ufer der Lauchart tragt das noch gut erhaltene Schloß der Graven von Hettingen, am Fuße breitet sich das niedliche Städtchen aus. Kaum eine Stunde dem Flusse entlang starren in einer wilden Thalschlucht mit steilen Felsenwänden die weitläufigen schwarzen Trümmer der Burg Veringen, des alten Sitzes der schon seit bereits 900 Jahren berühmten Graven dieses Geschlechtes, empor. Die ärmlichen Strohdächer, welche zwischen den verwitterten, mit Ziegelblatten bedeckten Häusern hervorschauen, geben dem am Fuße der Ruinen seiner ehemaligen Herren sich ausdehnenden Städtchen Veringen ein düsteres Aussehen. Freundlicher erscheint eine halbe Stunde davon das Dorf Veringen, wo sich das Thal ansehnlich erweitert, sich aber unter Jungnau, da wo auf zwei einander gegenüberliegenden Felsen die Ruinen der Ritterburgen Isikofen und Härtenstein sichtbar sind, zwischen engen, steil aufsteigenden Felswänden wieder zusammenzieht und in einer großen finstern Krümmung die Burg Hornstein erreicht. Hornstein, einst der

Wohnsitz der Graven, aus der Familie des nemlichen Namens, kam durch Kauf an Hohenzollern Sigmaringen, und dient jetzt als Straf- oder Zuchtanstalt nach Art und Weise, wie die meisten derartigen, die Verbrechen moralisch bessern sollenden, für den Staat so wichtige Institute Teutschlands organisirt sind. Der Zweck wird bei unzweckmäßigen Mitteln nie realisirt. Eine halbe Stunde von diesem moralischen Krankenhause ertönen die dumpfen Schläge der Hämmer in dem Bergwerke Lauchartthal. Die Berge ringsum sind sehr ergiebig an Erz, aber der Zustand und die schwache Energie, mit welcher dieses schöne Eisenwerk betrieben wird, vermag nicht, sich jenen Gewinn zu verschaffen, den es bei besserer Betreibung und Einrichtung erwerben könnte. Von da aus erweitert sich das Thal der Lauchart und verliert sich in das größere Donauthal, da wo die Lauchart bei Sigmaringendorf sich in die Donau ergießend, Namen und Daseyn verläßt.

Der südliche Gebirgszug, welchen das Thal der Killer, der Fehl und der Lauchart von dem Hauptzuge der Alp scheidet, ist von dem Thale der Schmiech von Norden nach Süden bis zur Donau durchzogen. Die Schmiech entspringt auf den waldigen Höhen von Zellerhorn, unweit des Stammschlosses Hohenzollern, dicht an der Wasserscheide der Donau und des Neckars, aus mehreren Quellen, die sich bei Onstmettingen 2428 par. Fuß über der Meeresfläche vereinigen. Eine merkwürdige Höhle bildet hier das sogenannte „Linkenboldslöchlein", 2819 par. Fuß über dem Meere, wovon sich ein Arm 800 Fuß weit verfolgen läßt. Das freundliche Thal, das von Onstmettingen bis zur Mündung auf einer Länge von etwa 4 teutschen Meilen einen Fall von 633 par. Fuß hat, begränzt die östliche Seite der ehemaligen, einst den Graven von Zollern, von diesen aber durch Veranlassung verderblicher Familienzwiste im J. 1403 an die Graven von Würtemberg verkaufte Herr-

schaft Schalksburg mit dem schönen Städtchen Balingen. Nach hundert Krümmungen tritt die Schmiech endlich unter Ebingen in das Territorium von Hohenzollern Sigmaringen, bei dessen erstem Orte Straßberg auf einem vorspringenden Berge die Ruinen eines alten Schlosses sich zeigen. Auf ihrem westlichen Ufer erhebt sich der waldige Hard. Unwirthlich und rauh ist das Klima dieses Gebirges, und nur spärliche Dorfschaften siedelten sich darauf an. Eine Fortsetzung dieses Waldgebirges, getrennt vom Hard und zum Theil durchflossen von dem zweiarmigen Flüßchen Baren, zieht sich gegen die Donau hin wie eine ungeheure Felsenwand, der Heuberg. Dem Alterthume war dieses, durch die Armuth seiner Bewohner berüchtigte Gebirg, was der Blocksberg im Braunschweigischen war. Der große Aberglaube, der zum Theil noch jetzt in seinen menschenfeindlichen Gestalten an vielen Orten Schwabens umherschleicht, ließ auf den ungastlichen Höhen des Heubergs die Hexen ihre teuflischen Tänze und Lustbarkeiten feiern. Im J. 1589 wurden noch nebst einem Rathsherr, einige Weiber öffentlich verbrannt, weil sie, ich weiß nicht, wegen den Qualen, der von satanischer Tyrannei des Aberglaubens ersonnenen Hexenprozesse, oder aus — bis zum Wahnsinne gesteigerter Überzeugung der subjektiven Wirklichkeit von nie vorhanden gewesenen Erscheinungen, — sich als schuldig bekannt hatten, an jenen Belustigungen Theil genommen zu haben. — Nur noch schwarze Mauerstücke zeigen das einstige Vorhandenseyn der Veste Honburg an. Auf der linken Seite der Schmiech bewahrt Harthausen auf der Scheer das Andenken an den Scheergau, welcher sich einst in dieser Gegend vom linken Ufer der Donau bis auf das rechte erstreckte.

Dieses ist der Gebirgszug der Alp, an dessen Abhängen und auf dessen Höhenflächen sich das Fürstenthum Hohenzollern Hechingen und ein großer Theil von Hohenzollern Sigmaringen ausbreitet.

Der Landstrich von Hechingen und Haigerloch bis zum Neckar, und das Oberamt Glatt übertreffen an Fruchtbarkeit bei weitem die andern, näher an dem Absturze der Alp gelegenen Distrikte. In üppiger Fülle prangen die Kornfelder; Boden und Klima begünstigen die Baumzucht, fette Wiesen die Viehzucht. Ganz anders verhält es sich im Reiche der Vegetation auf den Alphöhen. Die Beschaffenheit ihrer Erdarten begünstigen zwar die vorhandene Fruchtbarkeit, und die unübersehbare Menge blendend weißer Steine, womit die Äcker überall bedeckt sind, erhalten die Feuchtigkeit der dünnen Erdschichte länger und verhindern oft den Schaden, den die nicht selten aus Wassermangel eintretende Dürre hervorbringen würde; aber desto mehr leidet der Ackerbau durch die, von der Gebirgshöhe herrühende niedere Temperatur in allen ihren nachtheiligen Folgen. Die vorzüglichsten Äcker liegen in den flachen Vertiefungen, Teiche genannt, wo die Saat tiefern Boden, mehr Feuchtigkeit und Schutz gegen den Wind findet. In der Regel wird der Feldbau nach der gewöhnlichen Dreifelderwirthschaft betrieben in der Nähe der Dörfer; die entferntern und schlechtern Güter, welche gewöhnlich über die Hälfte, manchmal drei Viertel des Ganzen ausmachen, werden aber unter dem Namen Wechselfelder oder Ausfelder, in der Regel 9 Jahre lang, häufig auch länger, unangebaut liegen gelassen, dann umgebrochen und wieder so lange gebaut, als sie ohne Dünger einen Ertrag gewähren. Während der Ruhezeit wird das Feld theils als Waide, theils als Mähefeld oder Wiese benutzt, eine tadelhafte, aber uralte Gewohnheit. Auch von den Brachäckern werden von hundert Morgen kaum fünf angebaut. Roggen, Wintergerste und Haber, Kartoffeln, und als Viehfutter Esper sind die häufigsten Erzeugnisse. Gartenbau und Obstkultur sind ganz unbedeutend, da sie an Vorurtheil, Bequemlichkeit und Klima viele Hindernisse finden. Die Viehzucht beschränkt sich im Durchschnitte mehr auf Pferde als auf das Hornvieh und

ungeachtet der vielen und guten Waideplätzen wird doch wenig auf Schafe verwendet, sondern lieber die Waide verpachtet. Durchgängig schlecht und krüppelhaft sind die Waldungen beschaffen und nehmen erst am Absturze wieder eine kräftigere Gestalt an; daher der Mangel an Bauholz und die niedern meistens mit Strohdächern bedeckten Häuser der Höhen-Bewohner der Alp. Die meisten Dörfer haben bereits gänzlichen Mangel an Quellenwasser, und suchen daher in Zisternen und Hülben Regenwasser zu sammeln, welches aber mit seinem widrigen Geschmack und Geruch und der Menge sich darin befindlichen Insekten keinen gesunden Trunk geben kann. Aber auch diese Behälter verlieren ihr karges Wasser, wenn es längere Zeit nicht regnet, und die Bewohner müssen oft Monate lang dasselbe in Fässern meilenweit herbeiholen.

Bei dieser Kargheit der Natur ist es kein Wunder, wenn auch die Bevölkerung äusserst schwach ist, und die Zahl der Sterbenden weit höher steigt als in den Thälern. Der Menschenschlag selbst ist im Durchschnitte nicht schön. Blaß, minder kräftig und muskulös, mehr zur Düsternheit als zum Frohsinne sich hinneigend, mehr die Einsamkeit als Gesellschaft liebend, bildet er einen schroffen Kontrast zu den Bewohnern anderer Gebirge. Hingegen geben Gefälligkeit, Zutraulichkeit und Offenheit dem Alpbewohner einen freundlichen Karakter und lassen gerne andere, von seiner Erziehung herrührende Fehler vergessen.

Die Sage läßt einen Theil der Alpler von schwedischen Kriegsvölkern und berner Oberländern, welche sich nach den entsetzlichen Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, in welchem die Alp über $\frac{3}{4}$ ihrer Einwohner verlor, hier niederließen, abstammen. *)

---

*) S. v. Martens „Berichte über die würtembergische Alp.“ Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. 2ter Jahrgang, sechsten Bandes, erstes Heft. — Seite 61 — Ende.

II.

Das Gebiet der Donauseite.

Im Süden vom Heuberge drängt sich zwischen ungeheuern kahlen, ganz senkrecht emporsteigenden Felswänden die Donau durch. Sie entspringt aus mehreren Quellen auf dem Schwarzwalde, an dem nördlichen Abhange des Herkynischen Waldgebirges, welches den Römern schon unter dem Namen „Abnoba" bekannt war, und richtet ihren Lauf nach Morgen. Schon den ältesten Völkern war dieser Fluß unter der Benennung „Ister" bekannt, während noch verborgen der Rheinstrom zwischen den ungeheuern schwarzen Wäldern dahin rauschte. Ganz besonders schön ist die felsenwogigte Wildniß bei Beuron, welche der Fluß durchschneidet. Das Kloster Beuron gehört unter die ältesten Klöster dieser Gegenden, und wurde im 11ten Jahrhundert von den schroffen Felsen des linken Donau-Ufers, wohin es Gerold von Bussen, da, wo es zuerst gestanden, gebracht, auf die jetzige Stelle am rechten Ufer versetzt.

Am linken Ufer breitet sich das Bärenthal aus, von dem doppelten Flüßchen Baren, das unweit Irrendorf sich in die Donau ergießt, so genannt. Eine bergigte mit Wäldern durchzogene, im Durchschnitte nicht gar fruchtbare, Gegend.

Die Donau wühlt sich bald in schäumendem Wellenschlage, bald träge unten im schattigen Thale zwischen starrenden Felsklippen und Waldschluchten hindurch und bildet nach und nach den Anfang des schönen Donauthales, welches, wie der Neckar in Nordwest und Norden, den Zug der schwäbischen Alp auf ihrer Südseite nach Osten begleitet. Die Hügel, die sich an ihren beiden Seiten steil erheben, heißen in ihrer stolzen, imposanten Höhe mit mächtigem Eindrucke den Beobachter verstummen. Das schwarze Gemäuer verfallener Ritterburgen, die hie und da düstern von den

Felsenspitzen wie Adlernester herunterschauen, macht eine prachtvolle Verzierung dieser Szene aus. Noch in ihrem Zerfalle schön liegt die Veste Wildenstein, deren massive Mauerwerke den Stürmen einer Ewigkeit trotzen zu können scheinen, im engen Felsthale am rechten Donau-Ufer. Weiter unten, von höhern Bergen umschlossen, trauern die Ruinen von Falkenstein, und der schwarze, aus dem Schutte noch emporsteigende, halbzertrümmerte Thurm von Dietfurt, auf dessen Spitze eine alte Tanne ihre Äste über den Grabhügel des adelichen Wohnsitzes ausbreitet. Wahrlich diese Bilder, gleichsam als melancholische Geister vergangener, finsterer Jahrhunderte aus dem Orkus noch auf die Oberwelt gebannt, erfüllen das Gemüth mit schauderhaften Gefühlen. Der Geist kehrt zurück in die Zeit des Mittelalters, wo jedes Schloß eine Citadell, jedes Ländchen ein Königreich, und bereits jeder Herr ein Tyrann war; wo die adelichen Räuber mit Falkenaugen von ihren, zwischen Felsenriffen, wie Schwalbennester angeklebten Burgen in der Gegend nach Beute umherspähten und selbst des einsamen Wanderers nicht schonten; privilegirt in ihrer rohen Gewalt durch die eiserne Macht des Schwerdtes. Doch schonungslos stürzte auch sie die Zeit, und ein milderer Sonnenstrahl begann unser Teutschland zu beleuchten.

Nicht weit von Gutenstein, gegen Osten, wo die Schmiech sich aus ihrem waldigen Thale herauswindet und in die Donau sich mündet, ziehen sich die Berge allmälig auseinander und das liebliche, fruchtbare Donauthal nimmt seinen Anfang. Ausgezeichnet durch seine Lage erscheint Sigmaringen, die Residenz des Fürsten, schon in der Ferne dem Auge. Auf einem senkrecht emporsteigenden Felsen, an dessen Fuße die Donau dahin brauset, erhebt sich majestätisch das Schloß. Weithin liegt von seiner Thurmwarte herab die Landschaft aufgerollt vor den Füßen des Bewunderers. Unten auf der Südseite breitet sich die Stadt aus, vor we-

nigen Jahren noch ein unansehnlicher Flecken. Die schöne durch Felsen gehauene Donaustraße, die Anlagen auf den zu beiden Seiten der Stadt südlich und nördlich einander gegenüberliegenden Bergen, dem Mühlberge und dem Josephsberge, dessen Scheitel eine schöne Kapelle ziert, die neue, steinerne Brücke, die von der Stadt nach dem eine Viertelstunde entfernten Kloster Hedingen führende Allee von alten Pappeln- und Kastanienbäumen und die ringsum geschmackvoll angebrachten Verzierungen erhöhen den Reiz der Umgebungen. Wo das Auge sich hinwendet, prangen fruchtbare Saatfelder und üppige Wiesen grünen im wasserreichen Thale. Malerisch erscheinen gegen Abend am Abhange des, das Donauthal einschließenden Berges das Dorf Laiz und etwas weiter hinter ihm zwischen einem Walde von Obstbäumen Inzikofen mit einem fürstlichen Lustschlosse und dem alten Frauenkloster.

Eine Stunde südlich von Sigmaringen zieht der fürstliche Thiergarten sich bei einer Stund Breite mehr als 2 Stunden in der Länge von Osten nach Westen. Ein niedliches Jagdschloß ist in der Mitte desselben erbaut. Verschiedene Arten Wild beleben den schönen Wald. Aber nicht allein dieses eigens dazu bestimmte Territorium ist mit Wild bevölkert. Die meisten Distrikte der beiden Hohenzollernschen Staaten haben größern Überfluß daran, als dem Landmann angenehm ist, wenn er seine öfters stark heimgesuchten Saaten betrachtet. Ein Übelstand, noch aus den Zeiten herrührend, wo die Jagd ganz allein Monopol des Adels war und welcher noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Unterthanen des Fürsten von Hohenzollern Hechingen veranlaßte, sich bei dem Reichskammergerichte in Wetzlar und beim kaiserlichen Hof selbst darüber zu beschweren. Doch die volksthümlichern Gesinnungen des Regenten werden nach und nach diese billigen Klagen entfernen, wie auch wirklich schon Schritte dazu gethan wurden.

Von Krauchenwies, wo ein fürstliches Lustschloß ist, und wohin eine schöne Straße von Sigmaringen durch den Thiergarten führt, erstrecken sich noch zwei Landstriche des Fürstenthums Sigmaringen, der eine südöstlich, der andere südlich. Ein geräumiges Wiesenthal zieht sich gegen das Donauthal herunter. Die Ablach, im Hohenfelsischen mehrere Quellen zu einem Flüßchen vereinigend, bewässert seine Fluren und ergießt sich, nachdem sie die Andelsbach, einen in der Nähe der badischen Orte Ruschweiler und Langgassen entspringenden Bach, in sich aufgenommen hat, zwischen Mengen und Ennentach durchfließend, unweit Blochingen in die Donau. Östlich von Krauchenwies liegt in einer sehr fruchtbaren, von starken Waldungen durchzogenen Gegend, das Kloster Habsthal, einst reich und angesehen, jetzt im nemlichen Zustande, in den alle Klöster durch das Sekularisations-Edikt gestürzt wurden. Ein einsames, kaum bemerkbares, unansehnliches Denkmal in dem eine halbe Meile von Habsthal entfernten, südöstlich gelegenen Wäldchen, unweit Wangen, erfleht die Thräne des Mitleids der Wanderer, für die, auf den weiten Feldern von Wangen und Ostrach in der am 21. April 1799 zwischen der östreichischen Armee unter Anführung Erzherzogs Karl und dem französisch-republikanischen Heere gekämpften Schlacht, gefallenen Krieger. Freunde und Feinde, Söhne Frankreichs und Teutschlands, die hier für die Throne ihrer Fürsten blutend sanken, ruhen ausgesehnt unter den mosigten, von trauernden Tannen beschatteten Grabhügeln. Eine Strecke südlicher liegt Ostrach, ein ansehnlicher Flecken, der seinen Namen entlehnte von dem Flüßchen Ostrach, das in vielen Verzweigungen den ganzen Bezirk bewässernd, der Donau zufließt und nicht weit von dem Einflusse der Ablach, etwas östlicher, sich in dieselbe mündet.

Durch bedeutende Waldungen wird das Thal der Ablach getrennt von den Fluren, welche die Ostrach durchfließt. Auf seiner westlichen Seite breitet sich der Bezirk Wald aus,

den es im südlichen Theile durchschneidet. Das große schön gebaute Klostergebäude in Wald beweist den ehemaligen Wohlstand desselben. Überall durwühlt der Pflug die ergiebigen, mit sanften Hügeln und kleinen Waldungen durchzogenen Felder. Südlich von Wald breiten sich Mindersdorf und Liggersdorf aus. Einzelne Höfe nehmen bedeutende Besitzungen ein. Das Klima dieses, sich schon mehr gegen den südlichen Himmelsstrich des Bodensees hinneigenden Landstriches, ist freundlich und befördert die Vegetation.

Ganz gesondert von dem bisher beschriebenen Hohenzollernschen Territorium ist das unmittelbare Obervogteiamt Achberg. Es liegt kaum eine Meile von den östlichen Ufern des Bodensees, von Würtemberg und Baiern umschlossen. Das Flüßchen Ach giebt ihm seinen Namen, während der größere Fluß Argen den südlichen Theil des kleinen, aus nur 5 Ortschaften mit dem Schlosse Achberg bestehenden Bezirkes, durchfließt. An Fruchtbarkeit, an Freundlichkeit des Klima's ist er aber der vorzüglichste. Die Rebe grünet auf den Hügeln.

Dieses ist nun das Gebiet, welches die Hohenzollernschen Fürstenthümer Hechingen und Sigmaringen bildet. Sein Areal beträgt 24^{75} geographische Meilen, von denen das Fürstenthum Hechingen 6^{50} und Sigmaringen 18^{25} einnimmt. Die gesammte Einwohnerzahl beläuft sich auf 64,837 Seelen, von welchen 21,630 den erstern, 43,207 den letztern Staat bewohnen. Beide Fürstenthümer sind souveraine Staaten. Das Fürstenthum Hechingen besteht, nebst der Residenz Hechingen, aus nur 15 bedeutendern Orten.

Das Fürstenthum Sigmaringen zerfällt in 7 Oberämter:

1) Sigmaringen,
2) Haigerloch,
3) Glatt,
4) Gammertingen,
5) Wald,

6) und die mittelbaren Fürstl. Turn- und Taxischen Oberämter Ostrach und Straßberg,

und in 3 Obervogteiämter:

1) Achberg,

2) die Fürstl. Fürstenbergischen Patrimonial-Obervogtei-Ämter Jungnau und Trochtelfingen.

Unter dem drückenden Joche des mittelalterlichen Feudalwesens seufzte auch dieses Land, zerstückelt in eine Menge kleinerer Territorialherrschaften. Verwüstende Kriege, zerstörende Fehden mochten oft den armen Landbebauer zur Verzweiflung bringen. Die blutigen Klagen der Bedrückten prallten ab an den eisernen Panzern und dem adeligen Übermuthe ritterlichen Stolzes. Das allgemeine Gewirre des Mittelalters, wo mit ungemeiner, rastloser Energie alle Stände, alle *Staaten* sich hervorzuthun, und mit ihren Rivalen gleich zu stellen suchten, vermochte nicht, den Zustand des öffentlichen- sowohl als des privat Lebens des Hohenzollernschen Landes wesentlich zu verändern. Den Grund dieses passiven Lebens wird hinlänglich die folgende Geschichte aufklären. Fremde Fürstenhäuser gründend, breitete sich die Macht der alten Dynastenhäuser des Hohenzollers nach Aussen aus, bis endlich nach hundert Kämpfen, begünstigt durch die Verhältnisse auch das Hohenzollernsche Gebiet aus dem gewaltigen Zeitensturme hervortretend, unter den beiden verbrüderten Fürstenhäusern Hechingen und Sigmaringen vereiniget wurde.

Die geographische Lage beschränkt das ganze Land in seinem Erwerbszweige nur auf sich allein. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist die Quelle seines Wohlstandes; Ackerbau sein Hauptnahrungszweig. In gewissermaßen gefühlloser Selbstgenügsamkeit bauet der Alpbewohner seine kargen Fluren und begnügt sich, unbekannt mit feinern Genüssen, mit dem was ihm sein Feld bietet. Diese einförmige, mühevolle Beschäftigung des Ackerbaues, und die strenge Ordnung in welcher sie auf einander folgend das ganze Leben ausfüllt, muß noth-

wendig auch ihren Einfluß auf den Grundcharakter dessen ausüben, der sich blos davon nährt; sie gibt ihm eine Einseitigkeit, welche nicht selten zum hartnäckigsten Eigensinne wird, besonders wenn es auf die Einführung einer verbesserten Kultur ankommt. Anders verhält es sich mit den Bewohnern der Thäler, wie des flachen Landes. Der stärkern Einwohnerzahl kann der Ackerbau allein nicht genügen. Das nähere Beisammenleben fordert mehrere Bedürfnisse, und deßwegen noch andere Erwerbszweige. Daher findet man gewöhnlich neben dem Ackerbau noch die Ausübung eines Handwerkes. Mit weniger Mühe ist diese Lebensart verbunden, woher es kommen mag, daß hier nicht so häufig die Sparsamkeit getroffen wird, wie auf der Alp, wo mit der größten Anstrengung Alles der Erde abgetrotzt werden muß. Der minder gesellschaftliche Zustand und geringere Ideen-Austausch der Alpbewohner bewirkt, daß die feste Anhänglichkeit an dem Alten, Hergebrachten, an den Überlieferungen der Vorfahren, ein fester religiöser Glaube, verbunden mit einer, oft ins Schreckhafte gehenden Intoleranz gegen Andersdenkende, zu einem Hauptcharakterzug derselben gemacht wurde. Menschenfeindlicher Aberglaube, bigottische Verehrung mystischer Kleinigkeitskrämereien sind eng damit verknüpft. Nicht so engherzig sind die Bewohner der andern Landestheile; die Gesellschaft bringt einen größern Ideen-Austausch mit sich, der Geist ist lebhafter, die Ansichten und Kenntnisse vielfältiger. Die Alten der untern Volksklasse gehen zwar auch hier den eigenen Weg des Alters; aber eine andere gefährliche Richtung scheint der Geist unter der Jugend zu nehmen, und besonders in religiöser Beziehung traurig sich zu gestalten. Nicht geringe Schuld mag der Klerus dabei haben. Statt Aberglaube erblickt man hier nicht selten einen eben so entehrenden Unglauben, Verachtung des Heiligen und Geringschätzung Alles dessen, was auf Achtung Anspruch machen kann und darf. Die Sitten dürften überall mehr verfeinert

werden. Ein Sprichwort preist die Aufrichtigkeit, Schlichtheit und Ehrlichkeit der Schwaben.

Im Ganzen findet man, ungeachtet der, im Durchschnitte genommenen guten Fruchtbarkeit des Landes, doch den Wohlstand nicht, den man zu finden hoffet; nicht überall herrscht beim Anbaue des Bodens derselbe gute Geist der Wirthsschaft, nicht überall der nemliche Fleiß, daher kommt es daß die meisten so schwer den Weg zu einer glücklichen Existenz finden. Die Gefährtin des Handarbeiters ist meistens Armuth, selten Wohlstand; daher gehen so viele zu einem gleichgültigen, nicht rühmlichen Lebenswandel über, oder sie werden Märtyrer ihrer traurigen Existenz; immer aber bleibt Unwissenheit ihr Loos, selbst mitten in einer Umgebung, wo die Wissenschaft die höhern Volksklassen mit ihren Strahlen erleuchtet.

Wie in den meisten Staaten ist auch hier der schwere Druck, unter welchem der Landmann seufzet, das erste und unüberwindlichste Hinderniß, welches sich der Ausbreitung und Vervollkommnung der Industrie entgegensetzt. Aber auch noch andere Ursachen zeigen sich. Unempfänglichkeit für grössere Gewerbsspekulationen, Muthlosigkeit, sich in eine gewinnreichere Sphäre zu versetzen und ein ausgebreiteteres Geschäft zu unternehmen, Festhalten des gegenwärtigen Besitzes und Furcht, ihn vielleicht verlieren zu können, das allgemeine Beispiel der Beschränktheit, halten Viele in ihrer Verzagtheit zurück, sich zu einem bessern Wohlstande emporzuschwingen. Manche hindern auch Eigennutz und kleinlichter Neid an der Ausführung vortheilhafter Projekte. Im Allgemeinen aber liegt auch der Grund in der, noch zum größten Theile vorhandenen Gewerbsbeschränkung verschiedener Art, die im Laufe der Zeit oft nur zum Vortheile Einzelner auf Kosten Vieler, hervorgiengen.

Die Constituirung einer Repräsentativ-Verfassung, des ausgleichenden Prinzips, zwischen Volk und Regenten, deren das Fürstenthum Sigmaringen sich erfreut, laßt mit Recht von der Zukunft erwarten, daß der Wohlstand, an welchem

das Land leidet, sowohl in moralischer als materieller Beziehung nach und nach von dem Horizonte unsers Vaterlandes entfernt und ein neues kräftigeres Leben die Spuren der Vergangenheit verwischen werde.

Die Bahn ist einmal gebrochen, und ein Strahl menschenwürdiger Aufklärung wenigstens unter einen Theil des Volkes gedrungen, da, wo verwerflicher Starrsinn und Egoismus nicht hartnäckig jenes wohlthuende Licht verscheuchen.

In dem Erziehungswesen sind bereits erfreuliche Fortschritte gemacht worden. Die Landstände könnten zu der Hoffnung berechtigen, daß diese Institute noch weiter ausgedehnt werden, auf deren Grund die moralische und intellektuelle Ausbildung ganzer Generationen beruht. Es erfordert nichts als den guten Willen, die vernünftig angewendete Regierungskunst des Regenten und die feste Entschlossenheit, Gewissenhaftigkeit und intellektuelle Kraft der Repräsentanten, denen das Volk vertrauend sein Wohl in die Hände gelegt, um auf dem begonnenen Wege das Glück des Staates zu begründen!

Wie nun das Leben des Volkes in dem Hohenzollernschen Lande vom Anfange seiner Ansiedlung in diesen Gegenden, durch die Zeiten der Feudalherrschaft, nach und nach sich entwickelt; wie sein Fürstenhaus entstanden, und sich selbst auf den preußischen Königsthron geschwungen, wie ferner die Religion sich in den verschiedenen Perioden, aus dem Heidenthum zum Christenthum übergehend, fortbildete, und endlich dem Ganzen der beiden Staaten Hechingen und Sigmaringen diese Gestaltung gegeben wurde, welche sie jetzt haben, wird der Innhalt der folgenden Blätter enthüllen. —

I. Buch.

I. Buch.

Römisches Gränzland am Neckar und der Donau, (Limes decumanus) bis zum Sturze des alten Herzogthums in Allemannien, oder vom Ende des ersten Jahrhunderts n. Ch. — 748.

Von dem ungeheuern Urgebirge des herkynischen Waldes, welcher als eine undurchdringlich scheinende Gränzscheide Teutschland im Westen und Süden von jedem andern Lande abschloß, breiteten sich vom Rheine und der Donau an bis zur Elbe und den eisigen Küsten der Nordsee unwirthliche Wälder aus. Nie ertönte noch der Schlag einer Axt an den Stämmen hundertjähriger Eichen in denselben. Wild rauschten die Flüsse in unregelmäßigem Laufe durch ihre noch unbefestigten Ufer. Große Sümpfe zu ihren beiden Seiten, und endlose Landseen breiteten sich da aus, wo jetzt grünende Saatfelder prangen. Nur das Heulen hungriger Wölfe, das Gebrumme der Bären, das Grunzen des wühlenden Ebers unter den Eichen und die flüchtigen Fußtritte des scheuen Wildes

unterbrachen das eintönige Geflüster der alten Wälder. Das widrige Gekrächze auf Beute lauernder Raubvögel ertönte aus den Wipfeln, und im grünen Thale weidete der fruchtbare Ur. Ein kalter Nebel lagerte sich über die unfreundliche Waldgegend. Nur hie und da, wo die düstern Wälder sich lichteten, und die Natur den wilden Flüssen durch felsige Ufer einen sicherern Lauf angewiesen, breiteten sich grüne Ebenen aus, und zwischen den Bergen zogen sich freundliche Thäler hin, ein schöner Kontrast mit den melancholischen Tannen, die von den hohen Bergrücken herab ihren riesigen Schatten herunter warfen. An solchen Orten schlugen die alten Teutschen ihre Wohnsitze auf und bauten nothdürftig den Boden an. Die grünen Weiden begünstigten die Viehzucht und der kriegerische Muth sowohl als die Nothwehr machte die Jagd zur Lieblingsbeschäftigung.

So mögen die Teutschen schon viele hundert Jahre in ihrer von der Natur begünstigten Abgeschlossenheit von andern Völkern gelebt haben, ehe sie in den Blättern der Geschichte einen Namen erhielten. Aber schon lange waren alle Volksstämme Teutschlands in großer Gährung unter einander. Die Anhäufung von Bewohnern, die Lust und der Drang derjenigen, welchen die engen Fluren ihrer Heimath nicht mehr genug Unterhalt gewährten, sich andere Wohnsitze aufzusuchen, und überhaupt der angeborne Heldenmuth, der die rauhen Söhne der teutschen Wälder beseelte, mußte nothwendig eine für ganz Teutschland wichtige und einflußreiche Völker-Revolution hervorbringen. Doch vermochten jene ersten Bewegungen noch nicht, die Aufmerksamkeit der übrigen Welt auf sich zu ziehen, in dem Grade, wie es nachher geschah, weil die unruhigen Völkerstämme auf ein mächtiges, etwas mehr kultivirtes Volk keine gar bedeutenden Wirkungen hervorbrachten und sich ruhig in ihren neu erworbenen Wohnsitzen verhaltend, ihre Abgeschlossenheit von den benachbarten Stämmen lange Zeit behaupteten, ohne auf dem Welttheater eine

wichtige Rolle zu spielen. Erst mit dem Jahre 113 v. Ch. fallen einige Strahlen in das Dunkel der Geschichte unsers Vaterlandes. Von da an beginnt der Faden, an welchen sich in tausend Gestalten die Begebenheiten, die Thaten, die Blühte und das Unglück der Teutschen anreihen.

Die kriegerischen Völker der Zimbern und Teutonen, die aus den ungastlichen Küsten des Nordens hervorbrachen, um ihre kalte Zone mit einer freundlichern zu vertauschen, gaben den ersten Anlaß. Welches aber die eigentliche Veranlassung dieser Wanderungen war, ist unbekannt.

Das stolze Rom wähnte die ganze Welt unter sein eisernes Joch gezwängt zu haben, und dachte nicht an die Nähe eines Feindes. Da erschienen plötzlich diese zahllosen Schwärme wilder, halbnackter Krieger im Norden Italiens, vernichteten in furchtbaren Schlachten die ihnen entgegengestellten Legionen, nahmen Gallien in Besitz, und erschienen endlich, dieses Land verlassend, auf Schildern und Baumstämmen über die eisigen Rücken der Alpen hinabfahrend, in Italien. Rom, Italien zitterten. Nur der Tapferkeit, der Standhaftigkeit und der Kriegszucht des rauhen Marius gelang es, dem furchtbaren Strome der noch nie gesehenen Feinde Einhalt zu thun. Der große Plan der teutschen Krieger scheiterte an ihrer Unvorsichtigkeit und Überschätzung der eigenen Kräfte. In zwei blutigen Schlachten an der Etsch und der Rhone bezahlten in schrecklichen Niederlagen, Zimbern und Teutonen ihr Unternehmen. Viele indessen mögen von diesen Völkern sich wieder nach dem blutigen Unglücke ihrer Brüder in die Wälder Teutschlands zurückgezogen, und an der Donau und dem Neckar niedergelassen haben, wenn gleich römische Schriftsteller, um die Schmeichelei zu erhöhen, davon nichts wissen wollen.

Jetzt war aber für die künftigen Jahrhunderte den Teutschen der Weg nach Italien geöffnet. Die mit den erschlagenen Trümmern der verbrüderten Stämme bedeckten Schlacht-

selder an den Gränzen vermochten nicht, ihren Muth zu brechen. Aber auch Rom war aufmerksam geworden, und fieng an, Argwohn zu schöpfen, daß die unermeßlichen Waldmeere jenseits der Apeninen noch mehrere solche kriegerische Barbaren, deren Stärke Niemand vielleicht zu berechnen vermöge, in ihrem Schooße verbergen könnten. Es rüstete sich, seine Gränzen zu schützen und die neuen Feinde zu zerschmettern, besonders, da auch seine Provinz im südlichen Gallien, welche es sich schon zinsbar gemacht hatte, von dem Andrange der Fremdlinge gefährdet wurde.

Cäsar führte zuerst die römischen Legionen ungefähr 57 v. Ch. an den Rhein, die alte Gränze, welche Gallien von Teutschland trennte, um die Horden der Barbaren zu züchtigen, die es wagten, mit verheerenden Einfällen die Gränzlande Italiens zu beunruhigen. Römische Schriftsteller, unter welchen auch Cäsar, schildern den Zustand der Teutschen so wild und abschreckend, als die Wälder, in welchen sie hausten, für die weichlichen Römer uneinladend erschienen. „Mit wilden, durchdringenden Blicken, sagen sie, starren die mächtigen, halbnackten Gestalten aus den blauen Augen ihre Feinde an, blonde, lange, struppigte Haare bedecken ihre Köpfe und vom Rücken hängt meistens das Fell eines wilden Thieres herab. Mit dem nervigten Arme schwingen sie fürchterlich die schwere Keule. Zerstreut liegen ihre Wohnungen, aus Holz und Thon gebaut, oder auch bloße Höhlen mit Thierfellen behangen, unter alten Eichen, eine jede in der Mitte des eingehagten Feldes, das jeder besitzt. Heerden von Hausthieren weiden auf den grünen Fluren und gewähren ihren Eigenthümmern reichliche Nahrung." Das ganze Volk bestand aus reichen Gutsbesitzern, aus Freien, Hintersaßen und Leibeigenen. Besitzthum, eigene Auszeichnung, von den Vorfahren ererbter Ruhm machten auch hier in der bürgerlichen Ordnung einen Unterschied; aber der großen Masse war gleiche Freiheit. Kein freier Mann konnte von dem

andern einen Vorzug fordern, — man räumte ihm denselben blos ein. Die reichen Gutsbesitzer, das sind solche, welche noch viele Hintersaßen und Leibeigene unter sich hatten, und die Freien, welche unabhängig von jedem andern, ohne andere sich untergeordnet zu haben, ihren Besitzthum behaupteten, bildeten die Kaste der Adelinge; die erstern adelte der Reichthum, die letztern eigener Verdienst, Kriegsruhm und Tapferkeit. Hintersaßen waren solche, welche kein eigenes Feld zum bebauen hatten, oder auf andere Weise sich keinen Lebensunterhalt zu verschaffen wußten, und deßwegen ein Stück Land von einem Reichern gegen bestimmte Abgaben an denselben, zum Anbaue übernahmen. Leibeigene waren Kriegsgefangene, oder solche, die ihre Freiheit verwirkt hatten. Ihr Loos war bei weitem gelinder, als das der Sklaven bei andern Völkern.

Teutschland war in Gaue eingetheilt. Man kennt den Ursprung dieser Eintheilung nicht. Die Gaue zerfielen in Kreise, von welchen jeder hundert freie Grundeigenthümer umschloß. Daher der Name „Hundert, Huntare.“ Solche Huntare gab es aber auch selbstständige, die keinem Gaue sich beizählten, und noch in spätern Jahrhunderten ihren Namen beibehielten. [1]) Die Kreise waren in Zehnten, die aus zehn Grundeigenthümern bestanden, und einen Obmann, den Zehntner, hatten, welcher Name jedoch bald in der höhern Würde der Cent- oder Hundert-Graven [2]) sich verlor. Aus den Adelingen wurden meistens die Gaugraven, Herzöge, Könige gewählt. Verstand, Alter, Tapferkeit und Reichthum

---

1) z. B. Hattenhunter, in welchem Hechingen lag; Goldineshunter um Meßkirch und Sigmaringen ꝛc. ꝛc.

2) Ueber die Bedeutung und Ableitung des Wortes „Grav“ in verschiedenen Zeiten, siehe Joan. Schilteri „Thesaurus Antiq. Teutonic. T. III. glossar. Teuton. p. 403 ff.
Eine bessere Ableitung des Wortes „Grav, comes“ findet sich bei Aschbach, „Geschichte der Westgothen“ S. 262.

schufen diese Würden. Die Nothwendigkeit der Einheit und Ordnung in den Freiheitskämpfen gegen die Römer führte diese strengere Eintheilung herbei. In Volksversammlungen entschied über Sachen der Gesammtheit die Stimme Aller; weniger wichtige Angelegenheiten im Interesse Einzelner wurden dem Graven mit seinen Gesellen, den Cent-Graven und Zehntnern zur Entscheidung vorgelegt. Geschriebene Gesetze kannten die Teutschen nicht, — Sitten waren ursprünglich ihre Gesetze; sie zeichneten ihre Rechte, wie ihre Pflichten vor und waren den einfachen Natursöhnen mehr als in kultivirten Staaten die auf einem unübersehbaren Haufen von Gesetzen ruhende blinde Gerechtigkeit. Die Volksversammlungen waren zugleich ihre Gerichte. In ihnen wurde über den Feigling, den Verräther des Vaterlands, den Schänder teutscher Tugend und Ehre die schmachvolle Todesstrafe ausgesprochen.

Die Bekanntschaft mit den verdorbenen Sitten der Römer machten die Laster und folglich auch die Strafen häufiger. Alle andern Verbrechen tilgten Pferde oder andere Thiere, welche der Überwiesene hergeben mußte. Der Werth jedes Mannes war geschätzt, und hieß Wehrgeld. Privatbeleidigungen, selbst der Mord war ursprünglich der Rache der Betheiligten zur Genugthuung überlassen. Diese Gewohnheit erlitt aber bald, zur Verhütung heilloser Familien-Kriege, einige Abänderung. Die Waffe war der Stolz, die Ehre des freien Mannes, seine stete Begleiterin durch's Leben; dem Todten gab man sie mit in das Grab. Der Akt, in welchem Jünglinge Waffen erhielten und unter die Zahl der Männer aufgenommen wurden, war ein Fest und geschah in den Volksversammlungen. Es war der Übergang aus dem engern Familienkreis in den größern des Gaues. Die Hauptmacht der Teutschen bestand im Fußvolk. Die Beschaffenheit des Landes begünstigte weniger die Reiterei. Die Bewaffnung bildete beim Reiter wie beim zu Fuße

Kämpfenden, ein schmaler Schild, und die furchtbare Framea. Die Meisten hatten ein kurzes Schwerdt, Viele lange Spieße. Andere schwangen dir schwere Keule. Durch ihre Kriege mit den Römern veredelten sie nach und nach ihre Bewaffnung aus der Beute, welche die Siege ihnen gaben. Pfeil und Bogen, Streitärte oder Beile waren häufige Mordwerkzeuge. Die alte germanische Schlachtordnung war keulförmig. An der Spitze stand der Führer; seine Tapferkeit bahnte den Weg in die feindlichen Reihen. Hundertjährige Kriege lehrten eine bessere Taktik.

Krieg und Jagd war des freien Mannes Hauptbeschäftigung. Den Ackerbau und die Besorgung des Hauswesens überließ er den Weibern und den Knechten. Freiheit war sein höchstes Gut, und selbst die blutigsten Kriege scheute er nicht, sie zu behaupten. Aber oft war ihm der Friede gefährlicher als der Krieg; denn leidenschaftliches Würfelspiel bei starkem Genusse des Gerstensaftes machte den Freien oft zum Leibeigenen. Der Mann ließ es geschehen, daß er als Sklave hinweggeführt wurde; seine Ehre und sein gegebenes Wort war ihm heilig. Der Ehrlose wurde verachtet und Niemand belächelte die Laster, die sie als solche erkannten. Die Ehe wurde hochgeachtet. Das Weib war dem Manne Gefährtin im Frieden wie in der blutigen Schlacht. Die teutsche Gastfreundschaft ist berühmt. Wenn die Gaue im Frieden waren, erhoben sich Einzelne aus den Männern, um in der Ferne entweder andere Völkerstämme zu bekriegen, oder ihnen gegen Feinde Hilfe zu leisten. Diesen schlossen sich freiwillig andere Krieger an, um, überdrüßig der Waffenruhe, sich mit Blut zu verschaffen, was sie durch Schweiß zu erwerben, für Schande hielten. Der Ruhm, den sie auf diesen Zügen sich erwarben, war das erste, was der Vater dem Sohne zurückließ, auch wenn der Krieg beendigt war. So entstand das Gefolgewesen, welches eigentlich mit der einfachen, die Freiheit begünstigenden Verfassung der

Teutschen im offenen Widerspruch stand, und für alle folgenden Zeiten den gößten Einfluß auf dieselbe äusserte.

Eben so einfach war auch die Religion der Teutschen. Ihr höchstes Wesen war: Alfadur. Im Wahlhalla finden sich die Guten nach dem Tode; denn auch sie glaubten an die, wenn auch nach der sinnlichen Idee ihres Lebens ausgemalte, Fortdauer der Seele. Aber noch mehrere, selbst böse Gottheiten, nahmen sie an. In heiligen Hainen, unter mächtigen Eichen, an Flüssen und in anmuthigen Thälern zollten sie den Göttern ihre Verehrung; denn sie hielten es der großen Geister für unwürdig, sie in Tempeln einzuschließen. Die ehrwürdigsten Altväter verwalteten den grauenvollen Dienst der Priester. Nur sie durften die heiligen Orte betreten. Sie brachten den Göttern Opfer und nicht selten floß in gefährlichen Zeiten auf den Altären Menschenblut. Diese Verwalter des Gottesdienstes wachten über die Sitten. Ihnen war unbedingter Gehorsam, die Ausübung der höchsten Strafgewalt; denn der Teutsche ließ sich nicht von seines Gleichen richten, aber willig nahm er die Strafe an von den Händen der Ehrwürdigen. Heiligen Frauen war prophetischer Geist verliehen. Sie ertheilten dem Volke Orakel. Barden stimmten durch ihren Gesang zur Andacht und begeisterten zu kriegerischem Muthe vor der Schlacht.

Künste und Wissenschaften konnten in den Verhältnissen, welche die Teutschen umgaben, keine oder höchstens ganz niedere Spuren äussern. Wohl aber kannten sie die meisten Handwerke, welche zum Leben ihnen nothwendig waren. Ihr Geist war in seiner Natur einfach und scharfsinnig, ihre Phantasie reich.

Dieses sind die Hauptzüge, welche aus den dunkeln, mangelhaften Schilderungen der Römer über die alten Einwohner Teutschlands hervorgehen. —

Die erste Bekanntschaft machte Cäsar, nachdem er über die Alpen an den Rhein mit seinen Legionen gezogen war,

mit den Sueven unter ihrem Anführer Ariovist, der längere Zeit, man weißt nicht bestimmt, aus welchen Ursachen, sich in Rom aufgehalten, und von dem Senate mit dem schmeichelnden Titel eines Königs und Freundes geehrt wurde. Diese Sueven, ein, wie die Römer sagen, aus hundert Gauen zusammengesetztes Volk, wohnten damals zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main. Gegen Mittag umzog ihre Gränze die Donau, an deren rechtem Ufer sie durch eine lange Wüste ihr Land sicherten, wie sie überhaupt durch Einöden Feinde von ihren Gränzen abzuhalten suchten. Die Markmannen oder Wehrmannen vertheidigten die Gränze gegen den Rhein.

Der Sueven Heimatsland war jenseits der Elbe. Zu starke Übervölkerung in diesen Ursitzen scheint einen Theil der Bewohner veranlaßt zu haben, sich eine neue Heimat zu suchen. Wo sie sich niederließen, theilten sie das eingenommene Land unter sich. Dasselbe war Gemeineigenthum, eine Gewohnheit, wodurch sie sich von den meisten teutschen Völkern unterschieden. Mit jedem Jahre wechselten sie ab; die eine Hälfte bebaute das Land, die andere Hälfte der streitbaren Männer zog gerüstet in das Feld, um durch Beute sich zu bereichern, die neuen Wohnsitze gegen feindliche Anfälle zu schützen, und ihre Freiheit zu behaupten. Markmannen, Wehrmannen oder Germannen, [3]) unter welchen sich die furchtbaren Krieger mit den eisernen Ringen befanden, nannten sie diese für ihre Sicherheit gerüsteten Schaaren. Sie bewachten nur die Gränzen; aber andere, meistens aus den Jünglingen der Sueven hervorgehenden Heere gestalteten sich, welche als eigentliches Gefolgewesen sich freiwillig unter einem kühnen Führer vereinigten und weit über die Gränzen

---

3) Mit diesen Germannen trafen die Römer zuerst zusammen. Ihr Schlachtgesang, ihre Tapferkeit war ihnen furchtbar. Sie nannten das Land zwischen dem Rheine und der Donau, aus welchem dieselben herkamen, nach ihnen „Germanien.“

ihrer Niederlassung hinausgehend sich im Waffengewühle den Ruhm suevischer Männer erwarben.

Durch diese einfache Verfassung entfernten die Sueven einerseits die Liebe zur Gemächlichkeit fester Wohnsitze, und anderseits erhielten sich alle in gleicher Übung der Waffen. Ihre Freiheit unter sich selbst war auf diese Weise gesichert. Kein Theil konnte bei dieser gleichen und jährlich vorgenommenen Vertheilung der Grundstücke sich durch Übermacht oder Reichthum über den andern erheben. Denn es gab kein Eigenthum des Besitzes, alles war Allmande, allen Mannen. Ein gleicher, feuriger Freiheitssinn kettete den ganzen Verein dieses Volkes zusammen, ohne irgend ein äusseres Band. Jeder Gau im Innern war, wie jeder einzelne freie Mann, von dem andern unabhängig.

Die Religion der Sueven war in ihrer Grundlage wie die gemeine Religion Teutschlands. In ihren Kriegsgesängen erhielt der Sohn vom Vater als heiliges Vermächtniß die Tradition seiner Abstammung. „Von den Söhnen des Mann, sagt der römische Geschichtsschreiber Tacitus, [4]) sind die Sueven: Mann (der Mensch) ist ein Sohn von Tuisk. Tuisk [5]) ist der Vater, Hertha (Erde) die Mutter."

In dieser natürlichen Einfachheit, wie unsere Voraltern aus dem Dunkel ihrer Urwälder hervorgiengen, lernten die Römer sie kennen.

Unter Ariovist, einem tapfern, klugen Jünglinge, sammelte sich ein Gefolge von 15000 Kriegern. Ihr Zug gieng gegen den Rhein. Der Ruhm der Tapferkeit dieser, aus dem wilden und gefürchteten Volke der Sueven hervorgegangenen, Schaar bahnte ihnen den Weg; denn selbst die unsterblichen Götter, glaubte man, kämen an Tapferkeit den Sueven nicht gleich. [6]) Ihre langen, blonden, auf dem Scheitel

---

4) Tac. Germ. cp. 39.

5) Daher der Name „tuitsch, teutsch, Teutschland."

6) Caes. lib. IV. cp. 7.

rückwärts in einen Knotten gebundenen Haare gaben ihnen ein furchtbares Ansehen.

Als diese kriegerische Schaar am Rheine erschien, wurde sie von den Sequanern zu Hilfe gegen die Aeduer angerufen, und Ariovist setzte über den Fluß. Aber schlau maßte er sich nach beendigtem Streite den größten und besten Theil des Landes der Sequaner zu und theilte sich mit den Seinigen darein. Diese Gewaltthätigkeit, die der Sueve durch die Übermacht seiner Waffen sich zu Schulden kommen ließ, bewog die bedrängten Sequaner, den römischen Feldherrn, der so eben mit einer großen Macht in Gallien eingerückt war, um die neue römische Provinz zu sichern und zu vergrößern, gegen die anmassenden Sueven herbeizurufen. Stolz standen sich die beiden feindlichen Heerführer gegenüber, Cäsar sich auf das Ansehen Roms, Ariovist auf das Recht der Waffen sich berufend. Die Römer zitterten vor den schrecklichen Barbaren; weinend machten sie die Testamente. Aber Cäsar mit seinem angebornen Feldherrntalent wußte den Muth und den Solz der geängstigten Legionen, durch Hinweisung auf die Siege, welche ihre Vorfahren über eben diese Feinde unter Marius erkämpft hatten, wieder zu beleben. Eine Schlacht, zu welcher Cäsar den Sueven-Führer nöthigte, um der Verbindung mit den noch über dem Rheine stehenden suevischen Streitkräften zuvorzukommen, sollte entscheiden, ob Gallien römisch oder teutsch seyn sollte. Die ungestümme Tapferkeit der Sueven brach sich an der Taktik und wohlberechneten Ordnung der Römer. Der besonnene Jüngling P. Crassus, Anführer der Reiterei, gab durch die neuen Schaaren, die er im Augenblicke der höchsten Noth in die Schlacht führte, die Entscheidung. Ariovist wurde geschlagen Mit wenigen der Seinen floh er über den Rhein. Ueber Gallien flatterte der römische Adler. Zweimal setzte Cäsar zwar über den Rhein; denn seinem ungemessenen Ehrgeiz konnte er nicht widerstehen, der erste zu seyn, welcher die

römischen Waffen auf das rechte Rheinufer trug; aber kaum übergesetzt, kehrte er schon wieder zurück, weil er sich nicht getraute, die unbekannten Feinde in ihre finstern Wälder zu verfolgen. Die Sueven, welche ihren Brüdern zu Hilfe eilen wollten, aber durch die feindlichen Ubier diesseits des Rheines zurückgehalten worden, stunden von ihrem Vorhaben ab, nach Gallien vorzudringen, und kehrten, verfolgt von ihren rachedürstenden Feinden, die den Tag des Unglücks der suevischen Krieger nicht zu benützen vergaßen, in ihre Gaue am Neckar und der Donau zurück.

Cäsars fluchwürdiges Verfahren in Gallien, seine schändlichen, aus seiner ehrgeizigen Politik hervorgerufenen Thaten gegen viele teutsche Stämme, ist bekannt, so dunkel und beschönigend seine eigenen Berichte sich auch darüber ausdrücken. Die Erinnerung an das Unglück der freiheitsliebenden, edeln Menapier, Usipeten und Tenchterer schleudern den Fluch der beleidigten Menschheit auf das Andenken des Römers.

Bald geschahen aber in Rom große Veränderungen. Julius Cäsar, der erste römische Feldherr, welcher bis auf das rechte Rheinufer vorgedrungen, war, getroffen von meuchelmörderischen Dolchen, von seinem siegreichen Diktatorstuhle gestürzt und über den morschen Trümmern einer, durch gänzliche Demoralisation in sich selbst zerfallenen Repuplik, schwang sich Oktavianus Augustus auf den blutigen Thron, gegründet auf dem Haupte einer hochstrebenden Aristokratie. Aber die düstere Krone wankte auf August's Haupte. Noch waren die aufgereizten Elemente, die unter Cäsar und Pompejus im unglücklichsten Bürgerkriege die römische Welt, in ihren eigenen Eingeweiden wühlend, mit so gewaltigem Stoße erschütterten, nicht besänftigt. Die wilden Kräfte mußten zur Sicherung des neu errichteten Despotenthrones von Rom weg, gegen äussere Feinde gerichtet werden. Teutschland war zunächst dazu bestimmt, den Muth der alten Legionen zu brechen. Teutsche halfen Cäsarn, Teutsche auch Augustus seine Siege

erringen. Ihre Tapferkeit unter römischer Taktik erwarb ihnen Achtung. Der Stolz der Römer wollte eine germanische Provinz und Germanien, das ihnen mit seinen unbekannten Streitkräften gefährlich werden könnte, entkräften.

Kräftig rüstete sich der römische Imperator, die Freiheit der Teutschen zu morden. Schon 40 Jahre nach Ariovists Niederlage schickte Augustus seine beiden Stiefsöhne Cladius Drusus und Tiberius Nero nach Teutschland. Die Einfälle, welche die wilden Völkerstämme in den rhätischen Alpen auf das römische Gebiet und die benachbarten Gränzländer machten, wurden zuerst gerächt. Die Freiheit dieser Völker gieng zu Grabe. Drusus trug seine Waffen bis zu den Gränzen der eigentlichen teutschen Völkerstämme, wo noch nie der römische Adler gesehen wurde. Vindelizien, vom Lech bis an den Bodensee, unterwarf er sich. Tiberius drang über den Bodensee bis zu den Quellen der Donau. Die streitbaren Jünglinge der unterworfenen Völker vertheilte er unter seine Legionen.

So war durch das traurige Geschick der Alpenvölker wie im Westen der Rhein, so im Süden die Donau zur Gränze des Römerreiches geworden. Ein furchtbarer Keil aber lagen die teutschen Wälder mit ihren wilden Söhnen, in geheimnißvolles Dunkel gehüllt, zwischen der großen Weltmonarchie. Dem Römer war dieß unerträglich, denn er kannte den gefährlichen Feind, in dessen Nähe die Ruhe seiner Provinzen immer nur zweifelhaft blieb. Die innern Zwiste der teutschen Völkerstämme schienen das Unternehmen zu begünstigen und bald das römische Joch den Teutschen aufbürden zu helfen.

Viermal drang Drusus zu Wasser und zu Land in Germanien ein und unterwarf sich die Völkerstämme zwischen dem Rheine und der Weser. In seinem Plane lag es, Teutschland vom Norden her zu unterjochen, weil er auf diese Art, den furchtbaren Sueven in den Rücken fallen und ihre

Unterwerfung erzwingen zu können glaubte; allein es blieb bei diesem Operationsplane, denn in das Innere der teutschen Wälder vorzudringen und den Kern der Teutschen anzugreifen, fand er für unmöglich. Er begnügte sich damit, überall, wo die römischen Siegeszeichen wehten, an den Mündungen der Flüsse und längs des Laufes derselben, Thürme und Castelle anzulegen, theils um die Schifffahrt zu sichern, theils um das unterjochte Land im Gehorsam und der Zinspflicht zu erhalten.

Mehr aber als die römischen Waffen gefährdeten blutige Zwiste der Völkerstämme unter einander im Eingeweide von Teutschland die alte Freiheit. Hermann der Cherusker Fürst und Marobod, Führer der Markmannen, zwei tapfere Jünglinge, waren die Pfeiler, auf welchen Teutschlands Freiheit im Kampfe gegen die Römer ruhte. Beide waren früher in Rom und wohlbekannt mit römischer Kriegskunst, in ihr Vaterland zurückgekehrt. Aber Marobod, der trotzige Markmanne, trennte sich bald von den Sueven, sey es aus Klugheit oder Verzweiflung, der römischen Macht nicht widerstehen zu können, sey es aus Begierde, sich zum unabhängigen Könige, wie ihn der Senat zu Rom schon genannt, über sein Volk zu erheben, und zog sich mit einer zahllosen Masse in die Schlünde des Böheimer Waldes zurück, nachdem er die Bojer, die alten Einwohner aus denselben verdrängt hatte, und gründete hier ein neues mächtiges Königreich. Hermann stand nun allein gegen die Römer und vereitelte alle Unternehmungen, ihre Herrschaft im Innern zu befestigen. Sie mußten auf die Gränzen sich beschränken, und seit der ächte teutsche Muth Hermanns in den schauerlichen Gründen des Teutoburger Waldes die Legionen des verwegenen Varus vertilgt, mochte wohl der Gedanke an Teutschlands Unterjochung anfangen zu wanken. Die Teutschen hatten gelernt, daß die Legionen ihnen erliegen müssen. Teutschlands Freiheit war durch die unsterbliche

Hermannsschlacht gerettet. Das blutige Haupt des römischen Feldherrn warf Marobod die Schmach seiner Treulosigkeit vor. Aber der Ehrgeiz und die Eifersucht des Markmannen waren gereizt. Blutige Kriege entbrannten. Teutsche Brüder kämpften unter Hermann und Marobod gegen einander — teutsches Blut floß. Marobod zog sich zurück und gieng seinem unrühmlichen Ende entgegen. Von nun an entscheiden die Sueven allein für die teutsche Freiheit, und behaupteten sie muthig gegen die römischen Heere. Hermann verliert sich spurlos im Dunkel der Geschichte. Sein kurzes Daseyn am teutschen Horizont war wie ein Meteor, — er erschien, — verschwand; aber ganz Teutschland hatte er mit seinem hellen Scheine erleuchtet. Römische Geschichtsschreiber wälzen die Schuld seines Todes auf die Freiheitsliebe seines Volkes.

Jahrelang noch versuchten die Römer Vortheile in Teutschland zu gewinneu, aber vergebens, die Teutschen wurden nie besiegt. Selbst teutsche, von den Römern bethörte Stämme stellten ihre Söhne unter den römischen Adler zum Kampfe gegen ihre eigenen Brüder. Hart büßten gewöhnlich diese ihren Verrath. Die meisten der edelsten teutschen Führer fielen durch Treulosigkeit, durch römische Intriguen; aber teutscher Muth und teutsche Freiheitsliebe sank nicht; ja am Ende des ersten Jahrhunderts, als Rom unter der scheußlichen Tyrannei seiner Ungeheuer, die seit Augustus nach einander den geschändeten Thron einnahmen, so ganz entnervt, der alte Sinn für große Thaten und kühne Unternehmen entwichen und alle öffentlichen Verhältnisse so zerrüttet waren, daß es kaum sich selbst noch fortschleppen konnte, verjagten die Teutschen ungestraft die römischen Besatzungen an den Gränzen und plünderten die Provinzen der Römer; ja der unsinnige Wüthrich Domitian scheute sich nicht, um ungestörter in dem Schlamme seiner Laster auf dem Kaiserthrone herumwühlen zu können, den gefürchteten teutschen Barbaren

einen jährlichen Tribut zu geben, damit sie den Rhein und die Donau als Gränzen des Römerreiches achten und nicht überschreiten sollten. Teutschlands Unterjochung erschien als reine Unmöglichkeit. Die gekrönten Ungeheuer gaben sich zufrieden, mit erkauften Sklaven und falschen Siegeszeichen, schmähliche Travestien der frühern ehrenvollen Triumphe, zu feiern, um das römische Volk über seine Kraft und seinen alten Ruhm zu täuschen.

Als zwar nach Domitians Tode die Römerherrschaft unter einigen würdigen Kaisern ihr altes Ansehen wieder erreichte, und die Gränzen des Reiches in einen achtbaren Zustand gesetzt wurden, so ruhten doch zwischen den Römern und den Teutschen gegen hundert Jahre meistens die Waffen, weil jene, nachdem sie die hervorgebrochenen Schaaren der Teutschen zurückgedrängt, sich ruhig mit der Befestigung und Behauptung der Gränzlinie verhielten; diese aber, ohnehin mit innern Zwisten zu sehr beschäftiget waren, als daß sie, einige unbedeutendere Streifzüge ausgenommen, etwas gegen ihre gemeinschäftlichen Feinde mit Erfolg hätten unternehmen können.

In dieser Zeit der Ruhe ließen sich die Römer den Anbau und die Cultivirung ihres teutschen Gränzlandes, wo die Legionen lagen, sehr angelegen seyn. Der Imperator Trajan dehnte die Gränzen des römischen Reichs in Teutschland von der Donau bis an die Altmühl und den Kocher, und vom obern Rhein bis an den Neckar aus. In dieses Gebiet wurden aus Gallien neue Ansiedler gerufen. Viele, die schon unter Tiber aus Teutschland dorthin versetzt worden waren, ergriffen schnell diese Gelegenheit, in ihr altes Vaterland wieder zurückzukehren. Der größte Theil der Allemannen hatte sich in die Wälder, um dort ihre Unabhängigkeit zu sichern, zurückgezogen, und diese neuen Ansiedler glaubte man am besten in Ruhe erhalten zu können, weil sie

unter

unter römischem Joche ihre alte Freiheit längst würden vergessen haben. Unter diese Einwanderer wurden die Felder nach geometrischen Ausmessungen in römischer Weise vertheilt und zum Anbaue übergeben gegen bestimmte Abgaben und Leistungen an die Besatzungen. Von solchen Vermessungen erhielt die ganze Colonie den Namen „vermessenes Gränzland" (ager, limes decumanus) nicht aber von den Abgaben „römisches Zehntland", wie bisher bereits allgemein angenommen wurde. *) So erhielt unter dem Schutze der Legionen das Land bald eine freundlichere Gestalt. Wälder wurden gelichtet und zu Saatfeldern umgeschaffen. Schon blühte die Rebe an den sonnigen Hügeln des Neckarthales. Die Abhänge der Alp und die wasserreichen Triften der Thäler beförderten die Viehzucht. Dieses Beispiel munterte auch die alten, noch zurückgebliebenen Einwohner zur Cultur ihrer Felder auf. Lange vorher schon findet man da, wo die Römer am rechten Rheinufer sich niedergelassen hatten, Spuren von einigem Ackerbau, nach römischer Weise getrieben; aber die Einfälle benachbarter Volksstämme in das Gebiet der Römer sowohl, als die hartnäckigen Kämpfe der Völkerschaften um solches angebautes Land, nachdem die römischen Heere aus dieser Gegend unter Claudius verdrängt waren, hinderten das bessere Aufkommen desselben. Jetzt erst von Trajan an beginnt die eigentliche Culturgeschichte in der Gegend am Rhein, Neckar und der obern Donau. Durch

*) Am ausführlichsten hat diese Materie behandelt: „Niebuhr römische Geschichte" 2ter Thl.

Castelle am Main und Rhein schützte dieser Kaiser die Gränzbewohner gegen die wilden Angriffe ihrer feindlichen Nachbarn, besonders der Chatten, die noch in ihren angränzenden Waldgebirgen herumstreifend, dieselben beunruhigten. Mehrere Völkerstämme zogen nach und nach über die Donau gegen die schwäbische Alp, welche an ihren Abhängen reichliche Waiden für die Heerden darbot. Friedlich trafen sie hier zusammen, lichteten gemeinschäftlich die finstern Waldungen, und widmeten sich dem Ackerbaue. Bald durchwühlte überall der Pflug die Erde und schöne Saatfelder entsproßten dem fruchtbaren Boden. Römische Bildung und römisches Leben breitete sich immer mehr innerhalb dieser Gränzen aus. Trajans Nachfolger, Hadrian, befolgte genau den von seinem Vorgänger eingeschlagenen Weg und wahrscheinlich ist er der Urheber der ungeheuern Gränzpfahllinie, welche er, wenn die aufgefundenen Denkmale, Innschriften, Münzen, rc. rc. die auf seine Zeit zurückweisen, nicht täuschen, von Phering an der Donau über die Altmühl durch den Nordgau und das nördliche Schwaben gegen den Main hin, aufführen ließ, um das Gränzland, wie die meisten Völker damals zu thun pflegten, strenge von den Wohnsitzen der benachbarten Völkerstämme zu trennen, zur Vermeidung der so oft in blutige Kriege ausartenden Gränzstreitigkeiten, besonders wenn ein Volk, in der Absicht einen festen Wohnsitz zu behaupten, das Land schon zu bauen angefangen hatte; oder aber auch im Falle der Noth, um die Colonie gegen die immer unruhiger werdenden Barbaren zu schützen. Die Gewohnheit dieses Kaisers, überall, wo die Gränzen des Reiches nicht genug durch Flüsse oder Berge geschützt waren, Wälle aufzuführen,

und die Ähnlichkeit des Fundamentes dieser Fortifikationslinie mit der, welche er in Brittannien zum nemlichen Zwecke anlegte, läßt ihn als den Urheber dieses Werkes mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen. Ein wahres Riesenwerk, welches 160 Jahre nachher Kaiser Probus statt von Pfählen, mit einer ungeheuern Mauer befestigen ließ, von welcher der ganzen Linie nach in unsern Tagen noch Bruchstücke aufgefunden und wegen ihrer Festigkeit und Breite statt gepflasterter Straßen [7]) an mehreren Orten gebraucht werden. Man nannte diesen Gränzwall gewöhnlich den „Wall des Probus."[8]) Die Nachwelt, welcher ein solches Werk, die menschlichen Kräfte übersteigend erschien, schrieb dasselbe der finstern Macht des Teufels zu, und nannte es „Teufelsmauer."

Das ganze Gränzland wurde mit Comunikations-Linien durchzogen, um den Handel und Austausch an Waaren, besonders Gänsefedern, Pelzwerk, Thierfellen, [9]) blonden Menschenhaaren ꝛc. ꝛe., was die Römer zum Theile sehr schätzten, und aus diesen Gegenden bezogen, zu erleichtern, und die Hin- und Her-Züge der Truppen in die Castelle zu befördern. Eine Heerstraße zog sich von V i n d o n i s s a [10]) in der Schweiz, einer Hauptniederlassung der Römer, da wo ein Weg sich von der großen morgenländischen Straße, welche von Gallien, um den Bodensee, durch Rhätien bis ins Morgenland sich hinzog, nach Norden schwenkt, über den

---

7) Spartianus cp. 12.
8) „Vallum Probi."
9) Plinii H. n. L. X. cp. 22.
10) Windisch.

Rhein bei Tenedo, [11]) Juliomagus [12]) und Brigobanne [13]) nach Arä Flaviä [14]) an dem Neckar hinunter gegen Norden über Solizinium [15]) und Samulocennä. [16]) Aber auch noch eine andere Straße von Rothweil, etwas östlich abweichend, führte in gerader Linie zwischen Stetten und Owingen, [17]) die zwischen tiefen Ufern eingeschlossene Eiach überschreitend, über Haigerloch, [18]) und von da auf dem so genannten Hochrain gerade gegen den Neckar hin nach der ehemaligen Hauptstadt Samulocennä. Von hier giengen Straßen in allen Richtungen aus. Militairische Rücksichten [19]) machten auch eine Straße nothwendig, welche dem Laufe der Donau folgen mußte. Daher gieng von der Hauptstadt Samulocennä eine Heerstraße an diesen Fluß, und übersetzte ihn im geräumigen, zur Überfahrt bequemen Thale bei Tuttlingen. Hier vereinigte sich mit ihr die von Engen über den Bergrücken

---

11) Zurzach.

12) Stühlingen.

13) Bräunlingen.

14) Rothweil, wo die sogenannte Altstadt, südlich von Rothweil noch die Trümmer der, einst von Vespasian oder unwahrscheinlich von Domitian, aus dem Flavischen Hause, gegründeten festen Stadt Arä Flaviä bewahrt.

15) Wahrscheinlich „Sulz."

16) Rottenburg.

17) Aubingen, in der Volkssprache. Viele Ueberreste römischen Ursprunges, beurkunden der Legionen ehemaliges Daseyn in dieser Gegend.

18) In alten Urkunden „Heierloch", von seiner natürlichen, von der wilden Eyach, Deyach und früher Heyach, gewaltsam hervorgebrachten Lage.

19) Ammianus L. XXI. 15. Leichtlins „Schwaben unter den Römern" 1. Bd. IV. Hft. S. 27 — 36.

durch Hattingen herführende Straße, und zog sich über die heutigen Ortschaften Ach und Hohenstetten nach Emingen und Liptingen, und von da aus in nordöstlicher Richtung in der Gegend von Worndorf, Buchen, Leiberdingen, Wildenstein, Langenfeld und Hard an Krähenheinstetten hin, wo die Straße seit den ältesten Zeiten die Gränzen der Gravschaft Sigmaringen bildete, und erreichte endlich eine tiefe Steige hinabgehend, das Ufer der Donau. Von Altstadt bei Altheim, im Amte Möskirch, vielleicht dem römischen Bragodurum, einem bedeutenden Castrum aus den Vertheidigungswerken des Gränzlandes, zieht sich die, wahrscheinlich von Rothweil über Tuttlingen führende und die erstere Straße Liptingen durchkreuzende Heerstraße östlich fort in gerader Richtung an Heudorf unweit Möskirch vorbei, über die Anhöhe bis in die Nähe von Mengen, und mitten über das Ried gegen Riedlingen, wo noch die ganze gepflasterte, zum Theil versunkene Heerstraße angetroffen wird. Bei Ehingen verband sich mit dieser Donaustraße, die von Samulocennä über den Grat der schwäbischen Alp geführte Straße. Überall finden sich noch die Bruchstücke dieser dauerhaften Werke, und werden an vielen Orten noch als gepflasterte Straßen gebraucht. Der Name „Hochgesträß, Heerstraße, alte Straße", bezeichnet meistens dieselben, wie „Altstadt, Altburg, Heidenhof, Heidenschlößle" ꝛc. ꝛc., die Orte, wo einst die Römer in ihrer Vertheidigungskette Castelle errichteten. Die Gegend bei Beuron, Owingen, Haigerloch, Salmandingen, Ringingen, Scheer ꝛc. ꝛc. sind reichhaltig an Denkmalen jener Römerwelt.

Viele Orte, welchen an der Donau bis zu ihren Quellen liegen, lassen ihren Ursprung sehr wahrscheinlich aus dieser Zeit, wo die römischen Niederlassungen in Teutschland unter einigen guten Kaisern blühten, herleiten.

In dem Gebiet des obern Neckar war unstreitig Samulocennä, auf dem Orte, wo das heutige Rottenburg steht, welches Grav Albrecht von Hohenberg-Haigerloch im J. 1271, nach seiner durch Erdbeben und Überschwemmung 1211 herbeigeführten Zerstörung, neu gründete, die Hauptstadt, so wie Kannstadt am mittlern Neckar. Sein mildes Clima, seine romantische Lage in dem Neckarthale und die Fruchtbarkeit der Hochebene, welche die herrlichste Aussicht auf die benachbarte Gegend und den ungeheuern Halbmond der rauhen Alp darbietet, machten diese Stadt zu einer der angenehmsten des ganzen Gränzlandes zwischen dem Neckar und der Donau. Wenn gleich die nachfolgenden blutigen Jahrhunderte, in welchen die Römer nach langen hartnäckigen Kämpfen aus Teutschland für immer verbannt, und das Andenken an ihr verhaßtes Daseyn ausgelöscht, auch der Name dieser Stadt verwischt wurde, und das beginnende Mittelalter die noch sehr bevölkerte und bedeutende Stadt mit dem Namen Sülchen bezeichnete; so hat doch der Forschungsgeist der Zeit die Trümmer jenes berühmten römischen Samulocennä aus seinen Gräber hervorgezogen und Überlieferungen, Denkmäler und Schriftsteller begründen den Thatbestand der ehemaligen Existenz Samulocennä's auf der Stelle, wo jetzt Rottenburg [20] sich aus breitet. [21]

---

20) Nach Haßler „Geschichte der Stadt Rottenburg" hat die

Wahrscheinlich hat auch Samulocennä seinen Ursprung einem der ersten Kaiser aus dem Flavischen Hause zu verdanken. Im Jahre 225, im vierten Jahre der Regierung des trefflichen Kaisers Alexander Severus stand es noch in seiner Blühte, und seine öffentlichen Gebäude, Gewerbs-Häuser und berühmte Wasserleitung, welches Riesenwerk zu bauen nur durch die kluge Benützung der vereinten Kräfte der Besatzungen, wie die Römer zu thun pflegten, möglich war, zeugen für seinen Wohlstand. Auf dem steilen Vorsprunge eines Felsens am Ufer erhob sich das Castell, worin die römische Besatzung lag, geschützt von drei Seiten durch steil abfallende Wände, im Rücken, da wo der Berg sich gegen die Ebene hinzieht, durch eine, zum Theil noch vorhandene Mauer. Auf den Ruinen desselben steht jetzt die Altstadt. Das einzige Andenken an diese so bedeutende Römerstadt bewahrt uns noch das vor dem östlichen Thore Rottenburgs unbedeutende Dörfchen Sülchen [22]) das kleine Überbleibsel der großen mittelalterlichen Stadt Sülchen, welche einem ganzen Gaue den Namen gab.

Überall legten die Römer in die Städte und Castelle des teutschen Gränzlandes ihre Besatzungen. Die XI. und XXI. severische, siegreiche Legion war in die Castelle bei Vindonissa, Juliomagus und Brigobanne ver-

---

Stadt ihren Namen von dem angelsächsischen „rotten borough" (zertrümmerte Stadt, Burg.)

21) Die heut zu Tage wieder erneuerten Nachgrabungen, und gefundenen Trümmer einst prachtvoller römischer Gebäude daselbst, liefern täglich mehr Beweise für die Richtigkeit dieser Annahme.

22) Es wird unrichtig gewöhnlich „Silchen" geschrieben.

theilt. Viele Stellen, oft nur noch unter dem Namen „Heidenschlößchen" bekannt, verrathen durch ausgegrabene Denkmale das ehemalige Daseyn dieser Legionen. Die VIII. Legion [23]) breitete sich von einem Theile im Ellsaß bis an den nördlichen Theil des Gränzwalles aus. In Tübingen lag eine Abtheilung derselben. Nach dem Tode des Kaisers Antonins scheint diese Legion von der XXII. abgelöset worden zu seyn; denn von da an erscheinen keine Denkmale mehr von jener, häufig aber von dieser. Sie wurde von August in Aegypten errichtet, war unter Vespasian bei der Belagerung Jerusalems und kam nachher in die römische Provinz Obergermanien, wo ihr schon einige Zeit vor dem Jahr 193 Didius Julianus [24]), ehe er von den übermüthigen Prätorianer um Gold die ganze damalige Weltherrschaft erkauft hatte, vorgestanden. Ueberhaupt suchten die römischen Imperatoren immer ihren besten, rauhesten Kriegern die Beschützung der neuen teutschen Colonie gegen die Einfälle der Barbaren anzuvertrauen. Ein Denkmal des Aufenthaltes dieser Legion daselbst während 2 Jahrzehenden unter Severus und Carakalla ist auch der, der Isis geweihte Tempel, welcher nachher in eine christliche Kirche umgewandelt wurde und noch unter dem Namen der „Belsener Kapelle" bei Belsen auf der rauhen Alp vorhanden ist. Ausser diesen Legionen war noch die aus Freiwilligen, meistens Helvetiern

---

23) „Schoepflini Als. illust." p. 512. „Sattler Topogr. Beschreibung des Herz. Würtemberg" S. 178. Fig. 2.

24) Pregitzer „Suevia sacra" p. 221. Schoepfl. l. c. p. 440 seq. Spartianus in vita Didii Jul. c. 1. „Post praeturam legioni praefuit in Germania vicesimae secundae primigeniae."

bestehende 24te Cohorte, [25]) an Stärke einer Legion gleich, am Neckar und mehr nach der nordöstlichen Richtung des Gränzwalls hin vertheilt. Von ihr sind in der Gegend bei Murrhard mehrere Denkmale noch vorhanden. [26])

So breiteten sich in diesem Gränzlande während einem nur von unbedeutendern Streifereien der benachbarten Feinde, unterbrochenen Zeitraume von 150 Jahren seit seiner festen Begründung unter Trajan römische Cultur und römische Sitten günstig aus. Antoninus Pius, Septimius Severus, Carakalla und Alexander Severus richteten nach einander große Sorgfalt auf das Aufblühen dieser Provinz. Den Einen leitete weise Vorsicht und Klugheit, dieselbe als Vorveste des römischen Reiches gegen die wilden Teutschen nach ihrer Wichtigkeit zu schätzen, — den Andern Eitelkeit und Prahlerei, um durch Schein den alten römischen Glanz zu ersetzen.

Aber bald entbrannten die teutschen Völkerstämme, die bisher schüchtern vor den Fortifikations-Linien der eingedrungenen Usurpatoren ihres Gebietes zurückgewichen waren, aufs Neue und suchten das Verlorne wieder zu gewinnen. Nach und nach hatten sie ihren Feinden die Kunst, feste Wälle zu stürmen und den Krieg nach ihrer Weise zu führen, abgelernt. Die herumstreifenden Chatten hatten den Weg gewiesen. In größern Schaaren hatten sich jetzt die Teutschen vereint und bedrohten ernstlich das römische Gränzland. Die

---

25) Schoepfl. l. c. p. 594 ff. Lipsius de milit. Rom. L. II. dial. 4.

26) Leichtlin in seinen „Forschungen im Gebiete der Geschichte ꝛc." Ersten Bandes 4tes Heft, hat sehr gründliche Untersuchungen über die Hauptstadt Samulocennä, geliefert. S. 107—128.

Abwesenheit des Septimius Severus, der mit dem Kriege gegen die Perser beschäftiget war, benützend, hatten sie sich schon wieder die alte Bahn über den Mittelrhein nach Gallien gebrochen und würden wahrscheinlich schon damals Italien beunruhiget haben, wenn nicht Alexander und Maximinus mit Hilfe gewandter Osrhönischer und Parthischer Pfeilschützen, die er aus dem Morgenlande gegen Germanien geführt hatte, die Teutschen, vor denen die Römer zitterten, zurückgedrängt hätten. Allein der Friede hatte sein Ende erreicht, von allen Seiten loderte von jetzt an die Flamme des Krieges. In unaufhörlichen Kämpfen beunruhigten die teutschen Völkerstämme die von allen Seiten geängstigten Legionen, fielen zerstörend in ihre Niederlassung ein und schleppten eine Menge von Beute hinweg. Unzählige Horden drangen von allen Seiten gegen Italien vor, und drohten Rom, wie einst die Cimbern, den Untergang. Die Allemannen, ein Bund vieler Völker suevischen Stammes, spielen wie ihre Vorfahren, die alten Sueven unter Hermann, von jetzt an die Hauptrolle in den Ländern zwischen dem Neckar und der obern Donau. Aurelian schlug zwar die zerstreuten räuberischen Haufen, aber bald gab seine ängstliche Herrschsucht einen Theil von Gallien wider den Barbaren preis, bis Probus dieselben bekämpfte und an den Neckar und die Alp zurücktrieb. Die teutschen Heerführer baten um Friede, und Probus stellte alle Festungswerke an der Gränze wieder her und ließ den ungeheuern Gränzwall des Hadrians aus Steinen aufführen. Zehn Jahre blühte unter ihm noch die germanische Colonie. Der schon von den an den Neckar aus

Gallien eingewanderten Ansiedler betriebene Weinbau erhielt erst jetzt eine größere Bedeutung.

Allein Roms Herrschaft auf teutschem Boden nahte ihrem Ende. Der von Soldaten-Willkühr, mit dem Blute vieler Kaiser getränkte Thron der entnervten Weltherrscherin wankte und vermochte mit den Haufen seiner entarteten Söhne nicht mehr das Szepter über ein junges, kräftiges, muthentflammtes Volk zu schwingen. Einer der letzten Römer, welcher sich noch mit Kraft und allen Schändlichkeiten unmenschlicher Intriguen gegen die Allemannen hielt, war der Cäsar und nachmalige Kaiser Julianus. In der Schlacht bei Straßburg (357) kämpften Römer und Allemannen einen Kampf der Verzweiflung; aber für erstere entschied sich das Glück des blutigen Tages. Schmähliche Friedensschlüsse endigten meistens von da an die Unternehmungen der Legionen. Nur noch scheinbar war der Rhein und die Donau die Gränzen zwischen dem Römerreiche und Teutschland; die Teutschen achteten sie nicht mehr. Noch einmal zwar wagte es Kaiser Valentinianus, ein Heer gegen die Allemannen zu führen. Die zweideutige, blutige Schlacht 369 auf einem steilen Berge bei Solizinium, auf welchen die Allemannen sich zurückgezogen, schüchterte diese eine Zeit lang ein, aber ein bald darauf abgeschlossener Friede setzte den barbarischen Verheerungen der römischen Soldaten ein Ziel.

Ein furchtbareres Ansehen bekam das Innere Germaniens, wo noch nie, oder wenigstens seit Jahrhunderten nicht mehr römische Waffen klirrten. Schreckbar brausten dort die Völkerstämme, der Ausbruch nahte und begann mit Sturmesschnelle die ungeheuern Gestaltungen vorzubereiten, die nach viel-

jährigen, Grausen erregenden Kriegen das blutgetränkte Europa bekam, als aus den Trümmern der von den halbnackten, früher verachteten teutschen Barbaren niedergeschmetterten, stolzen Roma, eine neue Welt sich erhob.

Ganz Teutschland hatte das Ansehen eines unermeßlichen Waffenplatzes; feindlich standen die Völker einander gegenüber. Von Osten und aus dem tiefsten Norden drängten zahllose Schaaren sich hervor nach dem fernen Süden und Westen, warfen die ihnen im Wege stehende, kampfgerüsteten Völkerstämme der alten Bewohner der Landstriche, durch welche ihre verheerenden Züge giengen, nieder, oder rissen in wilder Wuth sie mit sich fort. Furchtbar war die Gährung in den teutschen Wäldern. Alles stürmte nach Gallien oder Italien hin. Die schon seit vielen Jahren sich fortbildende Haupterscheinung, welche die gefahrvollen Zeiten unter den Teutschen hervorgebracht hatten, die großen Völkervereine, welche sich vom Rheine und der Donau bis zum eisigen Norden und gegen Osten in 3 mächtigen Linien hinzogen, geschaffen nach Art der frühern cheruskischen Bündnisse, aus verzweifelter Achtung vor der noch im Sterben mächtigen Weltbezwingerin Rom, zu deren Vertilgung sie sich gemeinsam verschworen; und hervorgerufen aus der Nothwendigkeit der Selbsthilfe gegen die furchtbar aus dem Norden hervorstürzenden Völkermassen, furchten die tiefsten Züge in der Geschichte jenes europäischen Völkerkrieges. Es war dieß der zwiefache Bund der Gothen auf der ganzen östlichen Linie vom Eismeere bis zur südlichen Zone des schwarzen Meeres. Im Westen am Oberrhein und Neckar bis zum Maine und

der Lahn hatte sich der Verein der Allemannen [27] gebildet, aus, von den römischen Cäsaren von ihren Sitzen vertriebenen suevischen Völkern und den zum Theil aus Gallien wieder in ihre ehemalige Heimat zurückgekehrten, der Zwangsherrschaft der Römer überdrüßigen allemannischen Stämmen; Alle von gleichem Haß beseelt gegen ihre gemeinschäftlichen Unterdrücker. Diese furchtbaren Feinde der Römer begannen eigentlich im Westen das Vorspiel der vieljährigen Kämpfe, welche das abendländische Kaiserthum Roms stürzen sollten. Ungeheure Verwüstungen bezeichneten die Züge der wilden Sieger. Vindonissa und die schönen Städte am Rhein verwandelten sie in Schutthaufen. Gallien fühlte ihre Wuth. Doch gieng rascher dieser suev-allemannische Bund über den Schauplatz der Geschichte und verlor sich bald wieder im grossen Gewirre der Zeitereignisse. Die alte Einfachheit und Tugend dieser Völker war erloschen. Das von ihren Feinden erduldete Ungemach hatte nicht vermocht, sie kluger zu machen. Unstätes Leben, die Nähe der Römer, das Bewußtseyn eigener Kraft und überschätzte Größe derselben, machte sie übermüthig. Das Band der Einigkeit, Gemeinsinn und der Trieb nach großen Thaten war geschwunden. Gänzliche Verdorbenheit der Sitten und Vergessenheit des rühmlichen Lebens ihrer Vorfahren, füllten die Lücke. Durch innere Zwiste geschwächt, und durch wilde Raubzüge mächtige Nachbarn beunruhigend, traf sie das Geschick, welches alle in wilde Barbarei politisch und moralisch versunkene Völker trifft, das Geschick schmählicher Unterjochung.

27) Der Name „Allemannen" ist nicht der Urname eines besondern Volksstammes, sondern entstand erst aus der Verfassung der aus ihrer nordischen Heimat ausgewanderten Sueven, deren nachmalige Wohnsitze auch „Allemannien" genannt wurden.

Die Allemannen büßten ihre Schuld mit dem Verluste ihrer Freiheit am großen Tage bei Zülpich in der Schlacht gegen die von ihnen gereizten Franken unter dem tapfern Könige Clodwig. Wichtiger war der Verein dieser Völker, welche von ihren alten Wohnsitzen am Niederrhein, in Westphahlen und an der Nordsee bis über den Rhein nach Gallien sich ausbreiteten. Eine Menge kühner, freiheitsliebender Stämme. Die Franken spielten eine Hauptrolle in der Geschichte; sie erhielten sich am längsten und aus ihnen sollten die Männer hervorgehen, deren Wink ganz Europa erschütterte.

Aber ausser diesen großen Hauptvölker-Vereinen waren noch zahllose Horden, die alle ihren Weg nach Süden richteten. Der blutdürstige Attilla, der sich Gottes Geisel nennen ließ, brach mit seinen schrecklichen Hunnen aus dem unbekannten Osten durch Teutschland in verheerendem Raubzuge hervorstürzend, in Gallien und Italien ein. Alles Lebendige fiel unter dem Schwerdte der entsetzlichen Barbaren und nur die blendende Pracht der päpstlichen Prozession und die Vorstellungen des Papstes Leo konnten den rohen Volksmörder rühren und zur Schonung der unglücklichen Stadt Rom vermögen. Der Theisfluß in Unteritalien verbirgt den goldenen Sarg des Hunnen den Augen der Nachwelt.

Die Vandalen unter ihrem Könige Genserich, von den eisigen Küsten des Nordens ihren Lauf in die heißesten Zonen des Südens nehmend, stifteten, nachdem sie durch den Verrath der Kaiserin Eudoxia herbeigerufen, Unteritalien und Rom auf eine scheußliche Weise verheert und geplündert, bis Spanien und Afrika siegreich vordringend, daselbst ein mächtiges Reich.

Die Westgothen, die von ihren Brüdern, den Ostgothen sich getrennt hatten, setzten sich in Spanien; die Alanen und Burgunder wählten das freundliche Frankreich, — kurz bereits alle Völker vom Norden bis nach Panonien zogen wie ein ungeheurer Orkan, alles mit sich fortreißend oder niederschmetternd, nach dem Süden. Das zitternde Rom hatte diesen wilden Schaaren keine Heere mehr entgegenzustellen. In einem beweinenswerthen Zustande wälzte sich das unglückliche Italien. Fremden Befehlshabern hatte es seine noch zusammengerafften letzten Kräfte anvertraut; sein Inneres zerfleischten blutige Bürgerkriege; Kaiser folgten auf Kaiser durch die Anmassung der Soldaten um feiles Gold auf den Thron gehoben oder von demselben geworfen. Die Laster einer halben Welt wühlten in dem Herzen Italiens und würgten den morschen Körper vollends hin. Endlich rieß Odoaker, der Fürst der Heruler, die von ihren Wohnsitzen am nordischen Meere durch den hervorbrechenden Schwarm der Slaven verdrängt worden, den erbärmlichen, cäsarischen Thron nieder, und machte sich den 25. August 476 zum Herr von Italien. Aber nicht lange sollte er auf dem, aus Roms Trümmern erbauten teutschen Kaiserthrone sitzen. Den Schaaren von Söldnern, die ihn umlagerten, fehlte begeisternde Vaterlandsliebe und mit ihr die Einheit, der Anhaltspunkt, von welchem große Unternehmungen ausgehen. Theodorich, der tapfere König der Ostgothen, stürzte ihn und sein Reich wußte er mit großem Herrschertalent lange, Achtung für die benachbarten Völker einflößend, zu erhalten.

Mit der Vernichtung des römischen Kaiserthums im Abendlande legten sich allmälig die barbarischen Stürme der

Völkerwanderung. Die alte Welt ist verschwunden, die hohe Cultur, die hohen Tugenden, das Gewebe scheußlicher Laster versunken, — denn wie aus der Asche des Phönix steigt eine neue Welt, steigen neue Generationen hervor. Erbarmungslos fiel der Vorhang des alten Welttheaters — eine neue Scene beginnt. Die Völker setzten sich in ihren neuen Wohnsitzen fest und die eigentliche Staatengeschichte Teutschlands fängt an, durch eine jammervolle Catastrophe hervorgerufen, die eher seinen Untergang vor der Geburt, als sein neues Aufleben erwarten ließ.

Den Beschluß der großen Bewegungen machten die Franken, die sich mitten durch diese grause Verwirrung in ihren alten Sitzen an beiden Ufern des Niederrheins gegen die Mitte Teutschlands hin zu behaupten wußten, und mit feiner Schlauheit nur allmälig die Gränzmarken ihres Gebietes weiter in Gallien vorschoben, weislich die Schwäche ihrer Feinde und die Unruhen in welchen sie hin- und herwogten, benützend, bis sie endlich nach zehn Jahren, seit Odoaker den römischen Thron bestiegen, durch die Niederlage des letzten römisch-gallischen Statthalters Siagrius, in den ganzen Besitz von Gallien sich setzten. Neben den Franken breiteten sich die Sueven oder Allemannen aus, vom Lech bis zum Rheinthale, um die Quellen der Donau und die ganze südliche Gränze des Landes, so weit als jetzt noch teutsch gesprochen wird. Nach und nach zogen große Schaaren von ihnen über den Oberrhein in das benachbarte Helvetien, wo sie sich in den tiefen Thälern zwischen den beschneiten Alpen niederließen. In den eigentlichen Sitzen der Allemannen

verlor

verlor sich dieser Name bald ganz und der Name „Sueven", der nachher in „Schwaben" übergieng, blieb allein.

Hinter den Allemannen gegen die Elbe hin saßen die Thüringer, ein wildes, kriegerisches Volk. Alle die Völkerstämme hatten bisher ihre ursprüngliche Freiheit mit Begeisterung aus dem gewaltigen Zeitensturme zu retten gesucht. Aber die Raublust allemannischer Horden machten diese zu gefährlichen Nachbarn der Franken, in deren Gebiet sie zuerst in kleinen Raubzügen plündernd, und nachher sogar durch den schwachen Widerstand, der unter vielen Heerführern zersplitterten feindlichen Macht, ermuthigt, mit großen Heeren einfielen. Endlich gelang es dem tapfern fränkischen Könige Clodwig, in einer blutigen Entscheidungsschlacht bei Zülpich im Jülicher Lande 496 die Allemannen zu schlagen. Furchtbar war das Wogen der Schlacht. In verzweifeltem Kampfe thaten die Allemannen Wunder der Tapferkeit. Der Sieg schien auf ihre Seite sich zu neigen. Clodwig erblaßte. Mit der letzten Anstrengung stürzte er, die Götter seiner Väter, die ihn verlassen zu haben schienen, verläugnend, noch einmal in das Schlachtgewühl. Die ermatteten Allemannen sanken vor der erneuten Wuth. Ihre Führer fielen, mit ihnen der Muth der Krieger. Auf den Knien flehten sie vom mordenden Sieger, des Volkes Blut zu schonen. — Durch diesen Sieg wußte der Franke sich auf den Thron der von ihm jetzt gestifteten fränkischen Monarchie zu schwingen. Die Allemannen hatten an diesem Tage die Schlacht und mit ihr die alte Freiheit für immer verloren. Ganz Allemannien kam unter den Szepter fränkischer Könige. Gleiches Schicksal theilte das angränzende Bojoarien, welches aus einer Menge kleinerer Völkerstämme, den Überresten der Heruler, Szyren, Rugier, Turzilingern bewohnt, die unter Wulf, Etichos Sohn, zu einem Volke vereinigt,

und mit dem Namen der alten Waldbewohner „Bojoarier“ bezeichnet wurden.

Wichtige Veränderungen erlitt das Grundwesen dieser Völker, die so viele Jahrhunderte gefürchtet dastanden, unter den fränkischen Herrschern. Alles wurde nach fränkischer Weise organisirt, obwohl noch scheinbar die alte Verfassung beibehalten ward. Daher traten noch, wie vorher Herzoge aus der Mitte ihrer Vornehmsten an die Spitze der Nationalmacht und halfen im Kampfe gegen Frankreichs Feinde ihrer Unterdrücker Thron befestigen. Das Land hörte auf Gemeineigenthum zu seyn. Ganze Strecken erhielten die Graven, die über kleinere Distrikte unter den Herzogen vorstanden, theils zur Belohnung, theils um ihre noch immer zweifelhafte Treue zu erkaufen. Viele der freien Sueven wurden auf diese Art Leibeigene. Das Feudalwesen verdrängte vollends das alte Wesen der Verfassung. Die Macht wurde erblich, und die Zwangsherrschaft über die Unterthanen verewigt. Schroff bildete sich der Unterschied der reichen Gutsbesitzer, der Adeligen, von ihren Dienstmannen, die ihre Güter von ihnen zu Leben hatten. Auf den Trümmern zerfallener Römerfestungen wurden Zwingburgen gegen die Bewohner des eigenen Landes erbaut, und auf felsigtem Grunde feierte das Mittelalter seine Geburt. Die Völker ertrugen das eiserne Joch; denn in dem furchtbaren moralischen und politischen Zerwürfnisse der verflossenen Jahrhunderte waren sie ihrer Freiheit unwürdig geworden; sie hatten ihren Werth in der allgemeinen Zügellosigkeit mißkennen gelernt. Die Fesseln der Unterjochung waren die folgerechte Strafe.

Vergeblich zwar suchten noch lange Zeit die Herzoge sich der Frankenherrschaft zu entziehen, um unabhängig ihre Macht ausüben zu können. Ihr verwegener Aufstand war ihr Sturz. Der Hausmajer Pipin und sein Sohn Karlman brachen die vereinte Macht. Die Vornehmsten der allemannischen Führer gerieten in Gefangenschaft. Am Tage zu Kannstadt am Neckar

746 hörte das Herzogthum auf und an die Stelle der für die Franken gefährlichen Herzoge setzte Pipin königliche Kammerboten zur Verwaltung des Landes, der Krongüter und zur Aufsicht der, über die Gaue und Centen, gesetzten Graven. Lange nachher unter den Karolingern wurde dieses System beobachtet, als Pipin die fränkische Krone nach Absetzung des letzten Merovingers, Childerichs, usurpirt hatte. —

Rückblick auf die vergangene Periode.

Innerer Zustand Allemanniens. Das Christenthum.

Die Römerherrschaft war gestürzt, gestürzt durch die Barbaren, gegen die sie über ein halbes Jahrtausend Heere über Heere geschickt; aber statt sie zu unterjochen und den 400 Millionen beizuzählen, die schon ihrem Szepter gehorchten, nur vorbereitete zu ihrem eigenen Sturze. Sie vereinigt in der Geschichte von ihrem jugendlichen, kräftigen Entstehen an, alle Tugenden, alle Laster. Moralische Verworfenheit, erzeugt durch die steigende Macht, durch den Reichthum von tausend besiegten Völkern, welchen Rom in seinen Mauern häufte; erzeugt durch übermüthige Verachtung der einfachen, strengen Sitten der Vorfahren, durch Herrschsucht und stolze Zurückweisung alles Nichtrömischen — war die Mörderin der mächtigen Weltgebieterin. Anfangslos schien sie auf den Schauplatz der Welt zu treten, — spurlos verlor sie sich im Gange der Geschichte. Teutschland wurde geboren; aber seine Geburt war krampfhaft und schrecklich seine Jugend. Tugendhaft, treu und tapfer waren die einfachen Natursöhne der teutschen Wälder, — die Bekanntschaft mit den üppigen Römern machte viele lüstern, verdorben. In einer tiefen moralischen

Versunkenheit giengen die meisten Völker aus den unglücklichen Stürmen der großen Völkerwanderung hervor. Über den Trümmern einer Vorwelt, über den Leichen ihrer erschlagenen Brüder und über ungeheuern Wüsteneien bauten sie ihre neuen Ansiedlungen. Ihre Freiheit gieng zu Grabe; denn sie hatten ihrer würdig zu seyn aufgehört. Die Franken bezwangen die Allemannen und Baiern, bereits ganz Teutschland. Nicht die Uebermacht der Waffen, die Ueberlegenheit des Geistes verschaffte ihnen den Sieg über diese rohen Völker. Mit dem Verlurste der Freiheit sank der Männerstolz, schwand die Kraft des ganzen Volkes. Ohnmächtig beugte sich der Allemanne vor der herrschenden Gewalt; — denn wenn einmal das unveräusserlichste, heiligste Recht, die Freiheit verloren ist; wenn der Gebeugte ringsum nichts erblickt, als seine ebenfalls erniedrigten Brüder, an deren Hilfe zur Befreiung er verzweifelt: so erstirbt nur zu leicht der alte Sinn unter den Fesseln, in welche der Geist wie der Körper geschmiedet wurden. Vorurtheil, Sklavenfurcht und Anhänglichkeit an ein gemeines Leben machte jedes Individuum, wie die Gesammtheit zum blinden Werkzeuge seiner Despoten. Mit Verachtung mußten diese die Völker behandeln, denn das edle Selbstgefühl der Völker war gewichen und Selbstverachtung an seine Stelle getreten. Im Sturze der alten Verfassung der Allemannen erstarb auch mit der politischen die bürgerliche Freiheit. Das Gesammteigenthum des Bodens, die Grundlage der allemannischen Verfassung und allemannischen individuellen bürgerlichen Freiheit, war längst dem Allodialsystem gewichen, und mit ihr die Garantie für die Freiheit der Einzelnen. Das von den neuen Herrschern, den Franken, in dem unterjochten Allemannien eingeführte Lehenwesen verschlang die Allodialfreiheit nach und nach und würde dieselbe gänzlich vertrieben haben, wenn nicht fränkische Politik einzelne mächtige allemannische Allodienbesitzer durch Begünstigung in ihr Interesse zu ziehen, für gut gefunden hätte. Seit Ein-

führung des Lehensystems gab es bereits nur noch Herren, und Leibeigene, wenige retteten ihre Unabhängigkeit. Wo Reichthum war, stand die Gewalt. Der rohen Macht des Schwerdtes begann das Recht zu weichen. Der Arme war der Schwache und bald ein Spielball des Reichen. Daher opferte er häufig, indem er seinen Besitzthum als Lehen aus den Händen eines mächtigen Herrn nahm und Afterlehenträger wurde, einer zweideutigen Sicherheit seine Freiheit. Von Gemeinsinn konnte keine Rede mehr seyn. Die Reichen waren die Gestirne, um welche sich Alles bewegte; von ihrer Willkühr hieng Krieg, Friede, hieng das Wohl oder Weh Aller ab.

Die Gerichte wurden vor dem Ende des Herzogthums, wie früher, noch in Nationalversammlungen gehalten. Geschriebene Gesetze hatte der Allemanne früher nicht gekannt. Sitten und Gewohnheit vertraten die Stelle derselben. Erst unter den Merovingischen Königen wurde eine eigentliche Gesetzessammlung veranstaltet, wie bei den meisten Völkern unter fränkischer Herrschaft. Dem Könige war der Vorsitz bei Nationalversammlungen. In kleinen Distrikten, in Gauen nnd Centen richtete der Herzog, der Gaugrav mit Hilfe seiner Gesellen den Centgraven und einer bestimmten Anzahl Schultheißen [28]) oder Schöppen. Jeder freie Allemanne hatte Stimmrecht. Aber das Lehenwesen hatte der alten Verfassung, allen Nationalrechten den Todesstoß gegeben. Mit seiner Vervielfältigung verminderte sich die Zahl der Freien, vermehrten sich die Lehensleute. Diesen war keine Stimme bei Berathung der Landesangelegenheiten. Die Lehensherren, die noch übrigen großen Allodialbesitzer und die Gewaltsträger der Könige bekamen in den noch immer so genannten Nationalversammlungen den Primat.

---

28) Das Wort „sculdahis, sculdahiso, Schultheiß", ist altsächsisch-longobardischen Ursprungs, und bezeichnete bei den Longobarden eine militairische Würde, nach dem Range des Herzogs folgend. Sie waren zugleich Vorsitzer bei Gerichten, in welchen über freie Männer, Heermänner, Recht gesprochen wurde. Später wurden sie Richter und Vorsteher größerer Gemeinden. Vgl. Leo's „Entwicklungen der Verfassung der lombardischen Städte im Mittelalter" S. 56. Anmerk. 2.

Weite Entfernung hielt oft die ärmern Allodialbesitzer ab, an dem bestimmten Ort der Versammlung zu erscheinen, das Bewußtseyn ihres Ungewichtes machte sie gleichgültig. Allmälig blieben diese ganz aus und die demokratische Grundlage der Nation wich einer aristokratischen Willkühr. Die alte Wehrverfassung mußte nothwendig in diesen Verhältnissen einen gleichen Umschwung erleiden. Mit der Abnahme der Freien, nahm auch die Zahl der waffenfähigen Männer ab; denn nur der Freie durfte Waffen tragen. Die Geleite, Gefolgeschaften der frühern Allemannen hatten aufgehört. Jeder Lehensherr oder reiche Allodialbesitzer hatte in seinen Vasallen eine bewaffnete Macht. Je größer die Anzahl derselben war, desto mehr Gewicht und desto maßgebendere Stimme übte er aus. Die allgemeine Sicherheit war so der Willkühr der einzelnen Machthaber preisgegeben, — ein System, dessen traurige Folgen erst das dämmernde Mittelalter entwickelt.

Das Christenthum, schon damals durch den Judaskuß seiner herrschsüchtigen Verwalter, durch die Verhältnisse der Zeit in eine bedauernswürdige Gestalt heruntergesunken, milderte, nachdem es allmälig, wiewohl in äusserst rohen Umrissen, in Allemannien eingeführt worden, nicht bedeutend das Loos seiner Bekenner. In der Seelenangst um seine Krone flehte der Frankenkönig Clodwig auf dem Schlachtfelde bei Zülpich, als das Wüthen der allemannischen Waffen den Sieg zweifelhaft machte, und die Götter seiner Väter ihn zu verlassen schienen, zum Gotte, den seine Gemahlin Clotilde, eine eifrige Christin, anbetete. Die Franken siegten und Clodwig wurde Christ, mit ihm nach und nach ganz Frankreich. Lange schon vorher, in den steten Kämpfen mit den Römern, den Rheinstädten und Gallien, bei denen schon seit zwei Jahrhunderten das Christenthum ausgebreitet war, hatten die Allemannen dasselbe kennen gelernt, und sein allmäliges Ausbreiten auf den Trümmern des morschen Heidenthums beobachten können; aber ein rohes Volk, hielten sie sich,

unempfänglich für alle fremde Einflüsse, im tiefsten Hasse gegen alles das, was von den Römern, und den unter ihrer Herrschaft stehenden feindlichen Völkern herrührte, eigensinnig an den Göttern ihrer Väter, nicht selten mit zerstörender Wuth gegen die neue christliche Lehre verfahrend, die hie und da in ihrem Lande festen Grund fassen wollte. Die fränkischen Herrscher waren zu einer ungewohnten, schonenden Toleranz gegen sie genöthigt; denn Allemannien war auch unterjocht noch nicht ganz gefahrlos, so lange die Abneigung der Nation, die noch in ihrem Busen kochende Wuth und die oft wiederholten Empörungen den fränkischen Besitz in diesem Lande schwankend machten. Daher war bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts das Licht des Christenthums noch nicht zu den Allemannen gedrungen. Erst nachdem von Karlman in der Mitte des achten Jahrhunderts die herzogliche Würde bei denselben, die, an ihren alten herkömmlichen Formen und Einrichtungen festhaltend, dem Aufkeimen der neuen Lehre am meisten entgegen war, gestürzt, und nach unbedingter Unterwerfung des Landes, der aus Politik bisher beobachtete, schonende Gang eine strengere, gewaltsprechendere Richtung nahm, wurde nach und nach durch das fleißige Mitwirken frommer Missionäre aus Irland, das Christenthum zur Staatsreligion erhoben. Diese Männer, unter welchen sich vorzüglich der h. Pirmin auf der Reichenau und Trutbert um die Verbreitung der christlichen Religion an der Donau, dem Neckar und den Gegenden der schwäbischen Alp verdient gemacht haben, arbeiteten mit unausgesetztem Eifer, nicht achtend die Verfolgungen und den Starrsinn der Allemannen, für die heilige Sache des Evangeliums. Oft zwar scheuterte ihre Bemühung an den steilen Klippen des Aberglaubens, des Hasses gegen die fremden Eindringlinge, und nur äusserst spärliche Früchte trug im Anfange ihre Arbeit. Nach und nach aber wucherte das Christenthum mit kräftigen Wurzeln um sich. Alles, was heidnisch war, wurde abgeschafft, an der Stelle der Götzentempel

erhoben sich christliche Gotteshäuser, und am Ende des achten Jahrhunderts waren schon in allen Gegenden Allemanniens Klöster gestiftet. Unterstüzt und reichlich beschenkt durch den fleißig genährten, einträglichen Aberglauben der Laien, breitete sich dieser ursprünglich kleine Priesterstaat durch die Klöster schnell aus, und umstrickte ganz Teutschland mit den finstern Garnen der römischen Hierarchie, einem Systeme, welches, so verwerflich und widerstreitend mit der einfachen, Liebe verkündenden Lehre des Urchristenthums es auch immer seyn mochte, doch nur allein im Stande war, jenen ersten, rohen Zustand der Völker zu brechen. Das beginnende Mittelalter forderte eine mittelalterliche Religion. Mit dem Körper mußte auch der verwilderte Geist gefesselt werden, wenn er nicht alles Gleichgewicht in seinem Entwicklungsgange störend, sich selbst aufreiben sollte. Dem drückenden Joche des starren Lehenwesens, dem Uebermuthe und der gefühllosen Gewalt der weltlichen Großen mußte eine gefürchtete Opposition die Spitze bieten. Zu einer solchen bildete sich die Hierarchie mit der Unerschütterlichkeit ihrer Consequenz. Die Religion war ihre Firma. Sie selbst gestaltete sich zu einer Religion des Gefühles; nur so war sie geeignet, die Last der Verhältnisse, die Feindseligkeiten des Lebens erträglicher zu machen und den Menschen mit seinem Geschicke und mit sich selbst auszugleichen. Die Hierarchie arbeitete sich zu einer furchtbaren Höhe empor. Aber auch sie hatte, wie alle irdische Größe, ihren Höhepunkt, den zu übersteigen ausser dem Bereiche menschlicher Kraft liegt. Der Geist der Zeit rief sie hervor, der Geist der Zeit stürzte sie, als sie in eine feindliche Tirannei ausgeartet war. Der menschliche Geist war geläutert. Die feste Entschlossenheit Luters löste die Fesseln und gab ihm seine Freiheit. —

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Fidel von

Geschichte der Hohenzollernschen Staaten Hechingen und Sigmaringen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, durchaus nach Quellen bearbeitet

Bd.: 1

Sigmaringen (1834)

Germ.sp. 27 h-1/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018450-1